

## Aufsätze und Bücher

### 1. Philosophische Gesamtdarstellungen.

#### Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie.

Vancouver, R., *Pensée Moderne et Philosophie Chrétienne* (Je sais — je crois, 13). 8<sup>o</sup> (121 S.) Paris 1957, Fayard. 300.— Fr. — Im 1. Teil legt der Verf. die Wesenszüge des modernen Denkens dar. Er sieht sie in dem Vorrang der einzelwissenschaftlichen Erkenntnis, in der Betonung des Entwicklungsgedankens und im Anthropozentrismus und Immanentismus. Im 2. Teil arbeitet der Verf. die Aufgaben der heutigen christlichen Philosophie diesen Strömungen gegenüber heraus. Gegenüber der einseitigen Schätzung der einzelwissenschaftlichen Forschung, die im Positivismus sich zur Ablehnung jeder Metaphysik steigert, gilt es, die Notwendigkeit einer philosophischen Vertiefung in der Richtung der Seinsfrage aufzuweisen. Im Idealismus, in der Phänomenologie, bei N. Hartmann und selbst im Materialismus finden sich Ansätze in dieser Richtung, die ausgewertet werden können. Der Thomismus, der im Gegensatz zur idealistischen Philosophie das Reale in seinem ganzen Reichtum anerkennt und im Gegensatz zum Marxismus nicht versucht, die Bedeutung des Geistigen herabzusetzen, scheint dem Verf. am meisten geeignet zu sein, die von den Wissenschaften offengelassenen Probleme zu klären (78). Insbesondere vermag er auch die Entwicklung der Organismen und die Geschichte der Menschheit philosophisch zu durchdringen. Freilich ist es dazu notwendig, die thomistische Metaphysik von dem pseudo-wissenschaftlichen Weltbild zu lösen, mit dem sie im Mittelalter verquitt war (83). Gegenüber dem modernen Immanentismus schließlich obliegt dem Thomismus die Aufgabe, eine Religionsphilosophie zu erarbeiten; auch zur Erfüllung dieser Aufgabe findet er in der modernen Philosophie brauchbare Ansätze. — Die ebenso grundsatzklare wie weitherzige Wegweisung, die der Verf. der christlichen Philosophie unserer Zeit gibt, verdient beachtet und befolgt zu werden. de Vries

Philosophie. Hrsg. A. Diemer u. I. Frenzel. 16<sup>o</sup> (376 S.) Frankfurt a. M. 1958 (Fischer Bücherei, Reihe: Das Fischer Lexikon). 3.30 DM. — Eine Übersicht über Geschichte und gegenwärtigen Stand der philosophischen Problematik nach ihren verschiedenen, heute so gut wie allgemein angenommenen Sachgebieten. Es fehlt freilich ein Artikel, der die Idee der Philosophie selbst und die von ihr aus zu entwerfenden Teilgebietsmöglichkeiten diskutiert. Als Ersatz darf die instruktive Einleitung aus der Feder von H. Pleßner gelten; dort wird übrigens (in der Nachfolge Nietzsches) der „Wille zum System“ von vornherein als dem heutigen Philosophieren verdächtig bezeichnet. — Es handelt sich um verhältnismäßig wenige (25, die rein geschichtlichen über chinesische, islamische usw. Philosophie eingerechnet), jedoch ausführliche Artikel, die an die gegenwärtige Problematik zumeist nur referierend heranführen, dann und wann aber auch kritische Ausarbeitungen der eigenen Position des Verfassers bieten: so vor allem die Artikel über Erkenntnistheorie (nicht wenig von N. Hartmann abhängig), Naturphilosophie, Ontologie, Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie. Man könnte nun allerdings auf manche Einzelheiten hinweisen, die mit allzu großer Bestimmtheit behauptet werden und dem nicht fachlich geschulten Leser ein schiefes Bild vermitteln, wie z. B. die Identifikation der „neueren katholischen Religionsphilosophie“ mit „Intuitionstheorie“ und dem Werk von J. Hessen (301). Es würde hinwiederum anderes eine betonte Hervorhebung verdienen, wie das ausgewogene Urteil über den philosophischen Wert der Logistik (164) oder gerade die Darstellungen der östlichen Philosophien. An dieser Stelle mag aber vor allem die Tatsache vermerkt werden, daß die neuere scholastische, aristotelisch-thomistische Philosophie keine Rolle spielt, selbst nicht unter den Stichworten Ontologie und Metaphysik. Sogar die Hinweise auf die hochmittelalterliche Scholastik bleiben äußerst sparsam. Man gewinnt den Eindruck, das moderne scholastische Denken sei nicht nur ohne nennenswerten Einfluß auf die

heutige Mentalität, sondern nahezu unbekannt, und das bei Verfassern, die immerhin in der Mehrzahl der jüngeren Generation angehören. Deren allgemeinste philosophische Haltung bestimmt sich, den Herausgebern zufolge, „durch die Idee einer kritischen Philosophie, der ein Moment der Aufklärung und ein positiver Sinn von Rationalität innewohnt“ (6). Auch diese Kennzeichnung ist für den christlichen Philosophen nicht ohne Interesse.

O g i e r m a n n

Willmann, O., Abriss der Philosophie. Philosophische Propädeutik. Mit einem Vorwort von M. Müller. gr. 8° (X u. 492 S.) Freiburg 1959, Herder. 28.— DM. — Es ist gewiß ungewöhnlich, daß ein philosophisches Lehrbuch nach fast einem halben Jahrhundert unverändert neu aufgelegt wird. Das setzt voraus, daß es in gewissem Sinn ein „klassisches“ Werk ist. Und das läßt sich von W.s Einführung in die Philosophie wirklich sagen. Ursprünglich ist sie als Grundlage für den philosophischen Unterricht in der Oberstufe der österreichischen Gymnasien geschrieben. Zu diesem Zweck erschien sie hervorragend geeignet, weil sie von den Klassikern des Altertums her einen geschichtlichen Zugang zum philosophischen Denken gewinnen läßt. Den Verf. leitete dabei der Gedanke H. Lotzes: „Die philosophischen Bemühungen des Altertums haben das Anziehende, ausführlich die Bewegungen, Kämpfe und Irrtümer der Gedanken darzustellen, in welche jeder einzelne noch jetzt im Laufe seiner Entwicklung verfällt und die doch unsere gegenwärtige Bildung nicht mehr mit gleicher Geduld zu verfolgen und zu untersuchen pflegt“ (333). Und W. erweist sich auf jeder Seite als ein hervorragender Kenner der alten Philosophie, insbesondere des Aristoteles, und als ein sicherer Führer zu eigenem philosophischem Nachdenken. Und so möchte man wünschen, daß auch diese Neuauflage noch recht vielen den Weg in die Philosophie eröffnen möge. Freilich werden sich wohl nur humanistisch Gebildete durch das Werk angesprochen fühlen; der vorwiegend naturwissenschaftlich interessierte Leser wird nicht auf seine Rechnung kommen. — Das Werk hat drei Teile. Der 1. Teil führt von der aristotelischen Logik her in die philosophischen Probleme ein. Der 2. Teil, „Empirische Psychologie“ überschrieben, ist nicht, wie man vermuten könnte, eine Zusammenfassung der psychologischen Theorien um die Jahrhundertwende — Namen wie W. Wundt sucht man vergeblich —, sondern auch dieser Teil führt vor allem an Hand der Autoren des klassischen Altertums in das menschliche Seelenleben ein; so haben wir in diesem Teil nicht eine bloße „Elementenpsychologie“ vor uns, sondern eine umfassende Darstellung, die auch Fragen wie die Willensfreiheit, den sittlichen Charakter, den Schönheitssinn und die Kunst, schließlich die Religion behandelt. Der 3. Teil gibt im Anschluß an die Metaphysik des Aristoteles, dieses Grundbuch der abendländischen Philosophie, eine „historische Einführung in die Metaphysik“.

de Vries

Bocheński, J. M. (Herausg.), Bibliographie der sowjetischen Philosophie (Sovietica I und II). 8° (VII und 73 S.; III und 109 S.) Dordrecht/Holland 1959, Reidel, 13.60 DM und 17.50 DM. — Das Osteuropa-Institut der Universität Freiburg/Schweiz hat hier die wichtigste philosophische Literatur der Sowjetunion für die Jahre 1947—1959 übersichtlich zusammengestellt und damit der westlichen Forschung erstmalig einen Überblick über mehr als 2000 einschlägige Arbeiten in der UdSSR gegeben. Das erste Heft ist ganz der — bis Dezember 1957 einzigen! — philosophischen Zeitschrift „Voprosy filosofii“ (Fragen der Philosophie) gewidmet und bringt in alphabetischer Abfolge der Autoren die russischen Titel und die Fundorte aller Aufsätze der Jahrgänge 1947—1956 dieser Zeitschrift. Dann folgt in gleicher Anordnung eine Aufstellung aller dort besprochenen Bücher. Besonders begrüßenswert und in allen späteren Heften unbedingt beizubehalten ist das anschließende Sachregister in deutscher Sprache. Das 2. Heft der vorliegenden Bibliographie führt die Aufzählung bis einschließlich 1958 fort und nimmt den 1. Jahrgang der 1958 neu gegründeten Zeitschrift „Filosofskie nauki“ (Philosophische Wissenschaften) dazu. Außerdem werden dort aber auch alle selbständigen, über 99 Seiten starken philosophischen Schriften aufgeführt, welche 1947—1958 in der UdSSR erschienen und in den „Voprosy filosofii“ bzw. „Filosofskie nauki“ zitiert oder besprochen sind. Es folgt ein Namensverzeichnis zu beiden Heften. Eine durchlaufende Numerierung erleichtert die Verweise. Der Herausgeber bedauert selbst,

daß es aus Zeitmangel nicht zur Übersetzung der Titel und zu einer kurzen Inhaltsangabe kam, die gewiß den Wert der Veröffentlichung vervielfacht hätte, zumal für Leser, die der russischen Sprache unkundig sind. Aber auch schon in dieser Form ist die Bibliographie, die in den nächsten Jahren weitergeführt werden soll, von größtem Nutzen, wenn nicht gar notwendige Voraussetzung für eine ernsthafte Beschäftigung mit der sowjetischen Philosophie. In der UdSSR selbst ist niemals ein solcher Überblick veröffentlicht worden, nicht einmal die „Voprosy filosofii“ haben ein Sachregister. Da die meisten größeren Bibliotheken aller Länder in zunehmendem Maß sowjetische Literatur angeschafft haben und ausleihen, wird diese Bibliographie gewiß überall begrüßt.

Falk

Keilbach, W., Einübung ins philosophische Denken. 8<sup>o</sup> (180 S.) München 1960, Hueber. 9.80 DM. — K. schenkt uns in diesem Buch eine vorzügliche Einführung in die Philosophie. In leichter und doch keineswegs oberflächlicher Weise werden die Fragen behandelt, die sich dem Anfänger aufdrängen: Was heißt „Philosophieren“, was ist Philosophie und wie unterscheidet sie sich von anderen Wissenschaften, was ist es um die philosophischen „Fächer“, was bedeutet das „System“ für die Philosophie, gibt es eine „christliche Philosophie“, was ist scholastische, was thomistische Philosophie, wie steht Philosophie zum wissenschaftlichen Spezialistentum? Besonders hingewiesen sei auf die Ausführungen über Philosophie und Naturwissenschaft (30—32); treffend heißt es hier: „Der Philosoph tritt nicht erst dann auf den Plan, wenn der Naturwissenschaftler an den Grenzen seines Erfahrungsbereiches angelangt ist, sondern schon dann, wenn naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Legitimität begriffen werden soll“ (31). Gut sind auch die Bemerkungen über den Unterschied des „Übersinnlichen“ der Metaphysik und des „Übersinnlichen“ der Parapsychologie (51). Bei den beachtenswerten Ausführungen über die Logistik wäre vielleicht zu bedenken, daß die „um jeden Preis eindeutig sein wollende Symbolsprache“ (55) nicht die philosophischen Inhalte, sondern nur die rein logischen Beziehungen betrifft; in diesem eingeschränkten Gebiet dürfte die Möglichkeit einer solchen Symbolisierung durch den Erfolg bewiesen sein. Das umfangreiche 4. Kap. (58—97) zeigt gut den Wandel des Philosophiebegriffes in verschiedenen Richtungen, namentlich der modernen Philosophie: im Rationalismus, bei Kant, im Idealismus, Positivismus, Psychologismus, in der Lebensphilosophie, Phänomenologie, Existenzphilosophie. In dem Abschnitt über Kant wird mit Recht darauf hingewiesen, daß in der Neuscholastik der Ausdruck „analytisches Urteil“ oft in weiterem Sinn verstanden wird als bei Kant; es könnte aber auch erwähnt werden, daß diese Terminologie keineswegs aus den reinsten Quellen der scholastischen Überlieferung stammt, wie ich in Schol 6 (1931) 196—221 gezeigt habe. Bemerkenswert ist, was K. über die Versuchung sagt, die Exaktheit der Mathematik in der Philosophie zu fordern (106); diese Exaktheit wird in der Mathematik durch ihre äußerste Abstraktheit erkaufte. Mit Recht wird betont, daß der Thomismus nicht die einzige „christliche“ Philosophie ist (155 f.). Dankenswert sind auch die gut ausgewählten Literaturverzeichnisse zu jedem Kapitel.

de Vries

Bocheński, J. M., Wege zum philosophischen Denken. Einführung in die Grundbegriffe (Herder-Bücherei, 62). kl. 8<sup>o</sup> (125 S.) Freiburg 1959, Herder. 2.20 DM. — Das Büchlein ist aus zehn Vorträgen im Bayerischen Rundfunk hervorgegangen. In leichter, ja unterhaltsamer Art führt B. in diesen Vorträgen in das Philosophieren ein, nicht durch eine abstrakte Erklärung des Begriffs „Philosophie“, sondern dadurch, daß er die Hörer bzw. Leser zum Mitphilosophieren einlädt und anregt. Darum steht auch das Kapitel über die Philosophie nicht an erster Stelle, sondern B. gibt zuerst in einer Plauderei über das Gesetz eine Probe philosophischen Denkens. Es folgen dann Erwägungen über so wesentliche Fragen wie: die Erkenntnis, die Wahrheit, das Denken, der Wert, der Mensch, das Sein, die Gesellschaft, das Absolute. Manches ist wohl absichtlich zugespitzt und paradox gesagt, um zum Widerspruch und zu weiterem Nachdenken zu reizen. Man kann hoffen, daß diese Vorträge manchen, der vielleicht bisher Philosophie für ein verschrobenes Begriffsspiel hielt, von der Lebensbedeutung echten philosophischen Denkens überzeugen werden.

de Vries

Pucelle, J., *Le règne des fins. L'essence de la civilisation* (Problèmes et doctrines, 17). kl. 8<sup>o</sup> (458 S.) Paris - Lyon 1959, Vitte. — Dieser umfangreiche 2. Bd. von P.s *Études sur la Valeur* (zum 1. Bd. La source des valeurs vgl. Schol 33 [1958] 450) verfolgt die Ausgestaltung der wertstiftenden Objekt- und Subjektbeziehungen des Menschen im Raum der Zivilisation. Da P. hinter aller Verschiedenheit der Zivilisationen die sie erzeugenden wesentlichen Akte des Menschen sucht, wird sein Werk zu einer philosophischen Anthropologie. Nach einem Einleitungskapitel über das Verhältnis von Zwecken und Werten fordert Kap. 2, daß der Mensch sich in bewußter Distanzierung zurückziehe aus der Welt und die gefühlsmäßig erlebte, magisch-mythische Unmittelbarkeit von Raum und Zeit vergeistige (100—182). Im notwendigen Gegenzug dazu entwirft Kap. 3 das Programm des Sicheinlassens auf die Welt, der Eingliederung in Raum und Zeit, die dadurch Umwelt und Überlieferungszusammenhang werden (183—282). Das 4. Kap. hebt von der „Zivilisation“ den Begriff der Kultur ab, der der eigentlich geistige Bereich der menschlichen Weltgestaltung zugeordnet ist (284—382). Kap. 5 erörtert die Spannung zwischen dem zivilisatorisch-kulturellen Weltauftrag des Menschen und seinem persönlichen Heil (383—455). Aus reicher Belesenheit bezieht der Verf. Daten der Völkerkunde, Soziologie, Geschichte und Geschichtsphilosophie, Psychologie usw. in seine zwar etwas breit fließenden, aber vielfach anregenden Erwägungen ein. Kern

Finck, E., *Alles und Nichts — Ein Umweg zur Philosophie*. gr. 8<sup>o</sup> (8 u. 250 S.) Den Haag 1959, Nijhoff 15.75 fl. — Dieses Buch steht in einem engen Zusammenhang mit den beiden früheren Schriften desselben Verf.: Zur ontologischen Frühgeschichte von Raum, Zeit, Bewegung, und: Sein, Wahrheit, Welt, die in Schol 34 (1959) 262—267 besprochen wurden. Es geht davon aus, daß die Fragen „Alles und Nichts“ uralte Probleme der Philosophie seien, die im „einteilenden und gliedernden Denken“ „logisch, ontologisch und theologisch“ zu lösen versucht werden. Aber „alle Wege der Philosophie führen in die Aporie“, sind „Irrgänge im Labyrinth von Sein, Wahrheit, Welt. Dies gilt auch für jegliche Besinnung auf ‚Alles und Nichts‘“ (172). Kants „Kritik der reinen Vernunft“ zersetze die „mythologische Allheitsvorstellung“ und unterziehe die „spekulative Theologie“, insbesondere die Gottesbeweise, „einer wahrhaft vernichtenden Kritik“ (70). Insofern aber Kant die Seinsmodalitäten der Gegenstände aus dem Horizont der subjektiven Setzung bestimme, mache er das „Sein“ „gewissermaßen doch wieder zu einem realen Prädikat, zwar nicht der Gegenstände, wohl aber der subjektiven Setzung und damit der ontischen Subjektivität“ (171). F. selbst stellt den Kantischen Wirklichkeitsbegriff in Frage und behandelt die Seinsmodalitäten, die als „Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit von Seiendem“ gefaßt sind. Der Begriff des „Seienden“ hat „gar keinen anderen Sinn als eben nur, daß irgend etwas ist“ (189). „Das Wirklichsein hat einen fundamentalen Bezug zur Zeit“ (181). Wir und alle Dinge, die wir erkennen, sind „vom Sein durchdrungen, durchmacht, getragen“ (211). „Es kann nichts Individuelles, nichts Einzelnes geben ‚vor‘ oder ‚außerhalb‘ der Welt“ (220). Diese selbst ist „zu begreifen als das umfassende ‚Worin‘, in welchem alle Dinge sich befinden, irgendwo an einem Ort und irgendwann zu einer Zeit sind, entstehen und verschwinden“. „Die Welt weltet, indem sie Raum gibt und Zeit läßt. Sie ist das Raumgebende und Zeitlassende für alle Dinge.“ „Alle Gestalten sind im Raum, der Raum selbst ist gestaltlos; alle Dauern und Weilen sind in der Zeit, die Zeit selbst im ganzen hat keine Dauer und keine Weile.“ „Es ist eine viel härtere Zumutung für den menschlichen Geist, ein absolut Seiendes jenseits von Raum und Zeit zu denken“, als „sich von den binnenweltlichen Vorgängen und Begebenheiten zum Raum selbst und zur Zeit selbst zu erheben“ (241 ff.). — Viele philosophische Meinungen sind kritisch erörtert in der vorliegenden Schrift; doch haben die thomistische, skotistische und suarezianische Philosophie keine Berücksichtigung gefunden. Dem methodologischen Gang und den inhaltlichen Ergebnissen des Buches können wir nicht zustimmen. Die philosophische Entscheidung jedoch fällt an den Grundlagen, an erster Stelle bei Bestimmung des Inhaltes des Seienden und kontingent Seienden, der Seinsweisen, der Seinsvollkommenheiten und ihrer Erkenntnis. Diese Inhalte aber sind im vorliegenden Buch nicht in ihrem ursprünglichen Sinn und Zusammenhang herausgestellt. Die wichtige, dem Veränderlichen ursprünglich innere Seins-

weise der Indifferenz bzw. Kontingenz und ihr Akt-Potenz-Charakter sind sogar, von unwesentlichen Äußerungen abgesehen, ausgelassen. Trotzdem verdient das Buch ein ernstes Studium, das sich befruchtend auswirken kann, wenn die von F. erörterten Lehren (und seine eigene Auffassung selbst) in ihren inneren, zumeist freilich nicht freigelegten Motiven ergründet und durchgearbeitet werden. N i n k

C o u f f i g n a l, L., *Les notions de base (Information et Cybernétique, 1)*. gr. 8<sup>o</sup> (60 S.) Paris 1958, Gauthier-Villars. 600.— Fr. — Diese Monographie eröffnet eine neue internationale Sammlung über Theorie der Information und Kybernetik. Sie bringt in fünf Kap. eine kurze Darstellung der Grundbegriffe dieser jüngsten Wissenschaft, die die theoretische Grundlage der zweiten industriellen Revolution geworden ist. Leider wurden dieser Wissenschaft, wie es schon oft in der Geschichte der Fall gewesen ist, einige weltanschauliche Tendenzen von ihren Gründern in die Wiege gelegt, die mit ihrem wissenschaftlichen Charakter wenig zu tun haben, wie z. B. „une défense de la liberté de pensée du savant contre les totalitarismes, . . . celui des Communistes, celui des Jésuites . . .“ (3). — Eine Reflexion auf die Grundlagen dieser Wissenschaft, ihre Grenzen und Möglichkeiten, ist heute eine gemeinsame Aufgabe des Technikers, Soziologen und Philosophen. Ihnen verspricht diese Sammlung allseitige Informationen zu bieten. R i c h t e r

M a t h e s i u s, *Weg zu Gott. Erlebnis eines Mathematikers*. 8<sup>o</sup> (272 S., 5 Taf.) Zürich 1959, Rascher. 17.— DM. — Dieses Buch enthält den Bericht über ein Erlebnis des Verf.s, „das zwar, wie er zunächst meinte, ursprünglich nur Mathematik und mathematischen Unterricht zum Inhalt hatte, ihn aber schließlich auf einen Weg führte, der in den ‚Vorhöfen‘ der Religion endete“ (5). Im 1. Teil bringt der Verf. seine „Versuch einer einheitlichen und widerspruchsfreien Begriffsbildung“. Von der Gesamtheit aller Grundzahlen zu sprechen, ist nach ihm ein „Widersinn“ (32), die Mengenlehre müßte eher „Unmengenlehre“ (53) heißen. — Wenn kritische Haltung in den Grundlagenproblemen der Mathematik auch zu begrüßen ist, so scheint der Verf. dabei doch zu weit gegangen zu sein und hat dadurch seine Untersuchung mit unnötigen Streitfragen belastet. Leider macht auch der 2. Teil „Weg zu Gott“ philosophische Voraussetzungen, die beim heutigen Leser Mißtrauen wecken können. So ist z. B. die platonische Vorstellung vom „Reich der Mathematik“ (262) und der „mathematischen Unendlichkeit“ (259), die mit menschlichen Begriffen nicht erfassbar ist und für die ein „Träger der mathematischen Geistigkeit“ (264) — Gott — gefordert wird, ein Anthropomorphismus, der einen Gottesbeweis in Mißkredit bringen kann. R i c h t e r

N e l s o n, L., *Beiträge zur Philosophie der Logik und Mathematik (Mit einführenden und ergänzenden Bemerkungen von W. Ackermann, P. Bernays und D. Hilbert †)*. 8<sup>o</sup> (128 S.) Frankfurt a. M. 1959, Öffentliches Leben. 12.— DM; geb. 16.— DM. — Drei Abhandlungen des bekannten Vertreters der Kant-Friesschen Philosophie werden hier neu herausgegeben: Bemerkungen über die Nicht-Euklidische Geometrie und den Ursprung der mathematischen Gewißheit; Bemerkungen zu den Paradoxien von Russell und Burali-Forti (gemeinsam mit K. Grelling); Kritische Philosophie und mathematische Axiomatik. Obwohl die erste Veröffentlichung zum Teil mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt und inzwischen viele wichtige Ergebnisse der mathematischen Grundlagenforschung erzielt worden sind, haben die erkenntnistheoretischen Ausführungen N.s ihr Interesse nicht verloren. Was N. über die Alternative zwischen Logik und Empirie, über den Formalismus und den Konventionalismus mit vorbildlicher Klarheit gesagt hat, ist gerade heute, da die schroffe Gegenüberstellung des Logischen und Empirischen in Revision begriffen ist, noch aktuell. Die geschichtliche Quelle dieser Alternative ist allerdings schwerlich Aristoteles. R i c h t e r

P ó l y a, G., *Les mathématiques et le raisonnement „plausible“*. Übersetzung aus dem Englischen. gr. 8<sup>o</sup> (XV u. 300 S.) Paris 1958, Gauthier-Villars. 3200.— Fr. — Die Grundprobleme der Mathematik werden heute meistens von der formallogischen Seite her behandelt. In diesem Buch bekommt der Leser von einer anderen Seite einen Einblick in das mathematische Denken. Der Verf. fragt nach seiner Genesis

und untersucht dabei die Rolle des reduktiven Denkens (des „raisonnement „plausible““), wie z. B. der Induktion und Analogie. Der 1. Teil (Kap. 1—11) enthält eine Fülle interessanter Probleme aus allen Gebieten der Mathematik. Es werden hier nicht nur fertige Lösungen und Beweise vorgelegt, sondern vor allem die Wege gezeigt, auf denen die Erfinder zu diesen Lösungen und Beweisen gekommen sind. Da spielen die reduktiven Methoden eine ähnliche Rolle wie in den empirischen Wissenschaften. Der 2. Teil ist der systematischen Darstellung dieser Methoden gewidmet. Es werden verschiedene Schemata des reduktiven Denkens aufgestellt, in ein System gebracht, und zuletzt werden ihre Beziehungen mit der Idee der Wahrscheinlichkeit untersucht. — Die vom Verf. behandelten Aspekte des mathematischen Denkens sind von großer Bedeutung für den mathematischen Unterricht. Denn dieser darf nicht nur Sätze und Beweise lehren, sondern muß auch den Weg zu ihnen zeigen und so zur eigenständigen schöpferischen Arbeit erziehen. Die Ideen des Verf.s sind aber auch von großer wissenschaftstheoretischer Bedeutung. Denn es zeigt sich hier deutlich, daß die Deduktion und Reduktion, trotz ihrer Verschiedenheit, doch nicht ganz voneinander unabhängige Denkmethoden sind, sondern eigentlich nur zwei „Aspekte“ der einen Denkbewegung, die zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, dem Konkreten und Abstrakten fortwährend schwingt. R i c h t e r

Norden, A. P., Elementare Einführung in die Lobatschewskische Geometrie (Hochschulbücher für Mathematik, 35). 8<sup>o</sup> (IX u. 259 S., 115 Abb.) Berlin 1958, Deutscher Verlag der Wissenschaften. 14.— DM. — Der Inhalt hält, was der Titel verspricht: Das Buch bietet einen Zugang zur hyperbolischen Geometrie, ohne die Beherrschung der analytischen Geometrie und der Differentialgeometrie vorauszusetzen; was aus der projektiven Geometrie z. B. für den Beweis der Widerspruchsfreiheit (Konstruktion des Kleinschen euklidischen Modells der hyperbolischen Geometrie) benötigt wird, wird eigens abgeleitet. Weniger befriedigend als der eigentliche mathematische Inhalt sind die geschichtlichen und philosophischen Anmerkungen. Im russischen Originaltext der geschichtlichen Einführung (9—18) wird Gauß nicht einmal genannt; die Redaktion der deutschen Übersetzung hat einen Ergänzungsabschnitt eingeschoben, in dem auch die Verdienste von J. Bolyai einigermaßen zur Sprache kommen. Doch auch so finden z. B. Hilberts „Grundlagen der Geometrie“ nicht die Würdigung, die ihnen gegenüber dem unermüden Lob auf den Russen Lobatschewski gebührte; an dieser Einseitigkeit können sogar marxistische Rezensenten wie G. Klaus (Deutsche Zeitschr. f. Phil. 7 [1959] 167) nicht vorübergehen. Daß Lobatschewski bei seiner Entdeckung von einer „materialistischen“ Weltanschauung inspiriert gewesen sei (16), kann man nur behaupten, wenn man zwischen dem Materialismus und dem erkenntnistheoretischen Realismus und Empirismus keinen Unterschied mehr sieht. B ü c h e l

Grier Parke III, N., Guide to the Literature of Mathematics and Physics. Including Related Works on Engineering Science. 2. Aufl. 8<sup>o</sup> (XVIII u. 436 S.) New York 1958, Dover Publications. 2.49 Doll. — Das Buch sei angezeigt als neues Beispiel der Bemühungen der Dover Publications, schwer erreichbare und doch wichtige Literatur dem Leser zugänglich zu machen, sei es durch billige und doch ungekürzte Neudrucke, sei es, wie in diesem Fall, durch einen Katalog von mehr als 5000 Titeln unter 120 Stichworten mit durchschnittlich 6 Unterabteilungen, wobei jedes Stichwort mit einem orientierenden Überblick eingeleitet wird. B ü c h e l

Stegmüller, W., Unvollständigkeit und Unentscheidbarkeit. Die metamathematischen Resultate von Gödel, Church, Kleene, Rosser und ihre erkenntnistheoretische Bedeutung. gr. 8<sup>o</sup> (114 S.) Wien 1959, Springer. 19.80 DM. — Die Unentscheidbarkeit ist seit ihrer Entdeckung durch Gödel zum zentralen Problem der logischen und wissenschaftstheoretischen Untersuchungen geworden. Die vorliegende Monographie kommt dem Wunsch nach einer knappen, leicht verständlichen und zusammenfassenden Darstellung der bisherigen Ergebnisse entgegen. Das 1. Kap. öffnet dem Leser auf intuitivem Wege den Zugang in diese Problematik. Der Zusammenhang mit der uralten Antinomieproblematik und mit dem Cantorschen Diagonalverfahren der Mathematik werden hier sichtbar. Das 2. Kap. ist der Dar-

stellung der Gödelschen Theoreme gewidmet. Im 3. Kap. wird das Theorem von Church über die Unentscheidbarkeit der Quantorenlogik behandelt. Der Beweis stützt sich auf eine vereinfachte Darstellung von Quine. Das letzte Kap. umfaßt die Verallgemeinerungen von Kleene. Die Darstellung ist als erste Einführung gedacht, setzt beim Leser nur elementare Kenntnisse aus der Logistik voraus und ist vor allem für den Philosophen bestimmt. Deswegen werden manche Details mathematischen Charakters übergangen, andere erst im Anhang gebracht. — Hoffentlich trägt das Buch dazu bei, breitere Kreise der Philosophen für diese Problematik zu interessieren. Das philosophische Denken S.s selbst entzündete sich an dieser Problematik. Seine Stellungnahme zur Metaphysik (vgl. sein Buch „Metaphysik, Wissenschaft, Skepsis“, Frankfurt a. M. 1954) ist von daher verständlich. Dem scholastischen Leser ist hier eine aktuelle Fragestellung aufgegeben, auf die er näher eingehen muß.

R i c h t e r

Bocheński, I. M., Logisch-philosophische Studien, mit Aufsätzen von P. Banks, A. Menne und I. Thomas. Übers. und herausg. von A. Menne. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 152 S.) Freiburg 1959, Alber. 16.70 DM. — Es war ein zeitgemäßer Gedanke des Herausgebers, die in verschiedenen englischen Zeitschriften verstreuten Aufsätze B.s zu sammeln und dem deutschen Leser zu erschließen. Sinnvoll wurden auch einige weitere Artikel der Mitarbeiter B.s angeschlossen. Das Buch wird mit einem Dialog von P. Banks zwischen dem Aristoteliker, dem Verfechter der „Logique du Port Royal“ und dem Logistiker eingeleitet. Es wird hier treffend der Streit um die Logistik in philosophischen Kreisen charakterisiert. In drei ersten Aufsätzen von Bocheński, Thomas und Menne werden die Probleme des kategorischen Syllogismus behandelt. Hier wird der Fortschritt sichtbar, der auf diesem Gebiet in den letzten 20 Jahren erreicht worden ist und an dem alle drei Autoren beteiligt sind. In einem weiteren Aufsatz bringt B. die Formalisierung einer von Paulus Venetus stammenden Lösung der Paradoxie des „Lügners“. Von größerer philosophischer Bedeutung sind drei weitere Aufsätze B.s über syntaktische Kategorien, die Analogie und das Universalienproblem. Die Analogie wird mit der Isomorphie der verschiedenen Typen in Zusammenhang gebracht. Damit ist sehr richtig der Ort einer formallogischen Behandlung der Analogie getroffen. Da die Analogie als eine Art der Mehrdeutigkeit (aequivocitas a consilio) betrachtet wird, ergibt sich die Forderung einer genaueren Analyse der Mehrdeutigkeit und der Identität. Zu dieser Analyse sind die Gedanken B.s eine wertvolle Anleitung. — Es ist das bleibende Verdienst B.s, daß er auf die Dringlichkeit der mit der modernen Logik zusammenhängenden philosophischen Problematik hingewiesen hat.

R i c h t e r

Scholz, H., Abriss der Geschichte der Logik. gr. 8<sup>o</sup> (VII u. 78 S.) Freiburg/München 1959 (2., unveränd. Aufl.), Alber. 5.80 DM. — Die neue Auflage des geschätzten Werkes eines der Altmeister der mathematischen Logik und Grundlagenforschung († 1957) ist in seinem historischen und sachlichen Wert unbestritten (vgl. zur 1. Aufl. Schol 7 [1932] 437 f.). Es wurde allerdings nicht auf den Stand der heutigen Erkenntnisse gebracht. Seit seinem ersten Erscheinen 1931 haben sich gerade auch bezüglich der Geschichte der Logik gewandelte Auffassungen angebahnt, und ein Herausgeber hätte es nicht schwer, auf Einzelheiten hinzuweisen und Präzisierungen z. B. hinsichtlich der Stellungnahme zur scholastischen Logik anzubringen, wie sie auf Grund von I. M. Bocheński, Formale Logik (1956), möglich wären (vgl. Schol 32 [1957] 570 f.). Auch jene Seiten über die Leistungskraft der Logistik (57 ff.), die geradezu klassisch zu nennen sind, würden dadurch nur noch gewinnen.

O g i e r m a n n

Heiss, R., Wesen und Formen der Dialektik. kl. 8<sup>o</sup> (191 S.) Köln-Berlin 1959, Kiepenheuer & Witsch. 12.80 DM. — Die Analyse geht von der Überzeugung aus, Dialektik sei ein allgemeines Kennzeichen heutigen Denkens. Kap. 1 beschreibt Entwicklung und Krise der formalen Logik in der abendländischen Philosophie, eine Krise, die vor allem durch die Forderung hervorgerufen wird, Logik solle „ars inveniendi“ sein, und diesem Anspruch könne die aristotelische formale Logik nun einmal nicht genügen. Den Endpunkt erreicht der Angriff auf sie bei Hegel, der davon spricht, die Logik der Lehrbücher sei „in Verachtung gekommen“. Sie setzt

dem Verf. zufolge absolute Eindeutigkeit der Begriffe und Worte voraus, werde daher (wenigstens in ihrer höchsten Formalisierung) zum Instrument der Mathematik, mathematischen Naturwissenschaft und Technik. Nun aber gelte gerade dies als Meinung der dialektischen Denker, daß „auch in der zweideutigen und nicht fixierten Aussage schon Wahrheit ist“ (28). Kap. 2 zeichnet nun die neuzeitliche „Entgrenzung“ des Denkens, seine Loslösung von den Voraussetzungen der Eindeutigkeit und Fixierbarkeit, damit aber auch von der Idee der „stabilen“, unverbrüchlichen Wahrheit (44). Diese werde in die „Bewegung“ des Denkens verlegt, nicht in seine stationären Momente. Hier tritt die wesentliche Leistung Hegels hervor; er wendet den „Widerspruch“ ins Positive, während die formale Logik ihn nur als zu negierenden kennt, und sieht ihn als eigentlichen Motor der Bewegung, des Werdens, zunächst und vornehmlich in der Geschichte: sie ist es, die die Dialektik legitimiert, wie auch bei Marx, der Hegels Entdeckung aufgreift, aber in je anderer Weise auch bei Kierkegaard und Nietzsche (61 ff.). Die wichtigsten Analysen bringt das 3. Kap.; es zeigt an den Phänomenen des Paradoxon, des Witzes, Aphorismus usw. den dialektischen Bau der Sprache, die dialektische Bewegung des Sprechens und Denkens, wobei „dialektische Phänomene“ als „Widersprüche“, Selbstwidersprüche gekennzeichnet werden (90, vgl. 160/161), wie im Paradebeispiel „Ich weiß, daß ich nichts weiß“. „In der Gegensätzlichkeit wird die Einheit und in der Einheit die Gegensätzlichkeit gefunden“ (107). Diese „Vertauschung“ der Gegensatzglieder lasse die Struktur des Dialektischen entstehen: Wissen ist zugleich Nichtwissen, Leben zugleich Sterben usw. So ergibt sich (4. Kap.) die Dialektik als „methodisches Instrument des Denkens“. Sie vermag das Werden in Welt und Geschichte abzubilden; ihr Wahrheitsbegriff ist der Hegels: Das Wahre ist das Ganze, dieses aber das sich in Entwicklung vollendende Wesen. Die entscheidende Rolle spielt dabei die Negation und Negativität und deren Umschlag ins Positive, der „zeugende Widerspruch“ (147), kraft dessen eine strenge Phasen- und Stufenfolge in der Bewegung möglich wird: von Widersprüchen zu ihrer Auflösung und zu neuen Widersprüchen, die ebenso über sich hinaustreiben. Hier, in bezug auf Hegel und Marx, sagt der Verf. kaum mehr als bekannte Dinge, auch die Interpretation der Fichteschen Formel These-Antithese-Synthese (154 f.) bringt sachlich nichts Neues. Was anschließend über den Gegensatz von logischer und dialektischer Wahrheit ausgeführt wird, bekennt sich zur These, die formale Logik bestreite „schon den Ansatz des dialektischen Denkens“ (165). Welches sind dann aber die Kriterien dialektischer Wahrheit oder, wie es heißt, die dialektischen Kriterien der Wahrheit? Ob etwas wahr oder falsch ist, darüber entscheidet „die Gestalt und Gliederung des Ganzen, in welches diese Einzelercheinung eingeordnet wird“ (177). Wahr und Falsch sind also relativ aufs Ganze, und dieses gründet irgendwie in einem „Absoluten“ (vgl. 141), sei es der „absolute Geist“ oder die „menschliche Gesellschaft“, wie bei Marx. — Das Absolute selbst scheint sich einem Kriterium seiner Wahrheit zu entziehen. Diese Konsequenz wird nicht diskutiert. Darum bleibt dialektische „Wahrheit“ relativ auf die Grundvoraussetzung des Systems, ähnlich wie mathematische Wahrheit auf das vorgängige Axiomensystem. — Man möchte auch fragen, ob der Verf. den Gegensatz zwischen formaler Logik und Hegelscher Dialektik nicht doch sehr überspannt. Moderne dialektische Materialisten werden ihm da jedenfalls nicht folgen. Er hätte zumindest ausdrücklich Stellung nehmen sollen zu der Auffassung vieler, an sich lasse auch Hegel die formale Logik intakt, wenigstens als „Moment“ der dialektischen. Daß jedoch Hegels Dialektik, insofern sie „Bewegung“ von „Wesenheiten“ (gegenüber „bewegungslosen Wesenheiten“, d. h. nur mit sich selbst identischen) postuliert, implizit den ontologisch-logischen Satz vom Nicht-Widerspruch aufhebt, muß freilich zugegeben werden. Von daher erscheint das Buch als ein wichtiger, wenn auch wohl in manchen Teilen die Diskussion herausfordernder Beitrag zur Geschichte und Theorie des Verhältnisses von Logik und Dialektik.

O g i e r m a n n

Riondato, E., La teoria aristotelica dell'enunciazione (Miscellanea erudita, 4). 80 (160 S.) Padua 1957, Antenore. 1700.— L. — Der Verf. stellt in sorgfältiger Texterklärung die Lehre des Aristoteles von der Aussage dar, hauptsächlich auf Grund von Perihermenias. Eine italienische Übersetzung dieser Schrift bildet den Abschluß des Buches. R. legt besonderen Wert darauf, zu zeigen, daß die aristoteli-

sche Logik der Aussage nicht eine rein formale Logik im modernen Sinn ist, sondern eine philosophische Logik, die alle Denkformen durch die Seinsordnung begründet. Daneben betont der Verf., daß die Logik des Aristoteles nicht nur eine Logik des Notwendigen, sondern ebenso sehr auch eine Logik des Veränderlichen, Geschichtlichen, ist. — Ohne Zweifel ist eine philosophische Begründung der Logik nur durch den Rückgang auf das Sein selbst möglich. Aber man müßte das Gebiet der Logik, auch einer „philosophischen Logik“, doch wohl gegen das Gebiet der Erkenntnislehre abgrenzen. Vielleicht ist das bei der Lehre von der einfachen Aussage schwieriger als bei der Schlußlehre, die den Kern der Logik ausmacht. Wenn die Logik des Aristoteles wirklich, wie R. meint (116), in einem Sprachwissenschaft, Logik und Erkenntnislehre (gnoseologia) ist, dann fordert ein methodisch sauberes Denken, daß wir über Aristoteles hinausgehen, ohne daß wir deshalb die verschiedenen Bereiche völlig trennen müßten. — Ein anderes Bedenken, daß sich bei der Lesung des Buches aufdrängt, ist, ob nicht Aristoteles den Parallelismus zwischen Denk- und Seinsformen zu weit getrieben hat. Entspricht wirklich jeder Aussage, in der das Prädikat ein neues Merkmal zum Subjektsbegriff hinzufügt, eine reale Potenz-Akt-Struktur, z. B. eine Substanz-Akzidens-Struktur? — So regt das Buch in mehr als einer Hinsicht zum Weiterdenken an. de Vries

de Lubac, H., Über die Wege Gottes. Übers. v. R. Scherer. 8<sup>o</sup> (352 S.) Freiburg 1959, Herder. 15.80 DM. — Das Buch gibt in deutscher Übersetzung die unter dem Titel „Sur les chemins de Dieu“ erschienene 3. Aufl. von „De la connaissance de Dieu“ wieder. Die 2. Aufl. hatte R. Scherer 1949 unter dem Titel „Vom Erkennen Gottes“ in deutscher Übersetzung herausgegeben (vgl. Schol 25 [1950] 129). Der Umfang ist gegenüber der 2. Aufl. auf das Zwei- bis Dreifache gewachsen. Die Erweiterung betrifft vor allem die Anmerkungen, die von 10 auf 130 Seiten vermehrt worden sind. Sie sollen mögliche Mißverständnisse beheben und die Auffassungen des Verf. durch „Autoritäten“ stützen. Welches diese Mißverständnisse sind, zu denen die frühere Fassung zur Verwunderung des Verf. (201) Anlaß gegeben hatte, sagt uns das „Nachwort“ des Verf. (201—220). Man hatte gemeint, der Verf. wolle in dem Sinne „zu den Vätern zurückkehren“, daß dabei die späteren Errungenschaften des christlichen Denkens, insbesondere die scholastische Philosophie und der hl. Thomas, aufgegeben werden sollten. Der Verf. erklärt, das liege ihm durchaus fern, wenn er auch den „Doctor communis“ nicht als „ausschließlichen Lehrer“ betrachte, dessen Kenntnis uns davon entbinde, die anderen kennenzulernen (206). Andere hatten die Ausführungen des 1. Kap. so mißverstanden, als wolle der Verf. eine angeborene Gotteserkenntnis lehren. Demgegenüber betont de L., die Ausführungen dieses Kapitels richteten sich gegen falsche Theorien über den Ursprung der Gottesidee, wie sie weithin in der Ethnologie, Soziologie und Psychologie vertreten würden. „Diese angebliche ‚Entstehungsgeschichte‘ (der Gottesidee) beanstanden heißt nicht, den Innemismus bekennen noch den Wert des rationalen Denkens erschüttern, der uns Gott anerkennen läßt“ (214). Das Mißverständnis hatte seine Wurzel wohl darin, daß de L. von einer „Anerkenntnis“ (affirmation) Gottes spricht, die allem begrifflichen Denken vorangehe. Auch wir hatten in unserer Besprechung diesen Ausdruck als wenig glücklich bezeichnet. De L. hält aber an ihm fest. In diesem Zusammenhang muß auch wieder der Satz des hl. Thomas herhalten: „Omnia cognoscuntia cognoscunt implicite Deum in quolibet cognito“ (36). In der Anmerkung hierzu (245) rückt dieser Satz sogar zu einem „Prinzip“ des hl. Thomas auf; seine Fundstelle (De ver. q. 22 a. 2 ad 1) läßt ihn eher als eine gelegentliche Bemerkung erscheinen. Die Sätze gegen die „Begründbarkeit“ des Daseins Gottes (34 43 f.) wollen gewiß nicht den Gottesbeweis für unmöglich erklären; aber ist denn nicht jeder Beweis auch eine „Begründung“, freilich nicht notwendig eine Begründung durch den Seinsgrund, wohl aber Begründung durch einen Erkenntnisgrund? — Die Übersetzung ist leicht und angenehm lesbar und scheint die Gedanken des Verf. getreu wiederzugeben. de Vries

Daniélou, J., S. J., Le problème de Dieu et l'existentialisme. 8<sup>o</sup> (36 S.) Montréal 1959, Collège Jean-de-Brébeuf. 0.35 Doll. — Der sehr lesenswerte Vortrag D.s behandelt mit vorbildlicher Klarheit die drei Fragen: 1. Führt die Methode

des Existentialismus, die „existentielle Phänomenologie“, notwendig zum Atheismus, so daß, wie Merleau-Ponty meint, ein „christlicher Existentialismus“ notwendig inkonsequent ist? 2. Wenn nicht, wie kommt es, daß Existentialisten wie Sartre und Merleau-Ponty zum Atheismus gelangt sind? 3. Wie kann die existentielle Phänomenologie dem christlichen Denken dienen? Auf die 1. Frage antwortet D. zunächst, daß die Phänomenologie als bloße Beschreibung des Gegebenen nicht atheistisch sein kann; sie wird es erst, wenn sie zu der metaphysischen Behauptung übergeht, das Gegebene sei die einzige Realität. Sodann zeigt D. an Beispielen, daß die atheistischen Existentialisten auch in der Auswahl der beschriebenen Phänomene einseitig sind, so wenn Sartre den Ekel vor anderen menschlichen Haltungen bevorzugt. Zur 2. Frage weist D. auf die spekulative Schwierigkeit hin, die sich aus der Koexistenz Gottes und des Geschöpfes, insbesondere des freien Geschöpfes, ergibt. Die atheistischen Existentialisten wollen die völlige Abhängigkeit des Menschen von Gott nicht anerkennen, weil sie meinen, sie hebe den Wert des menschlichen Lebens auf. In der Antwort auf die 3. Frage bemerkt D. unter anderem, daß die Analysen der existentiellen Phänomenologie zur theologischen Deutung der Sprache der Bibel beitragen können, etwa wenn die Schrift vom Zorn Gottes oder von der Eifersucht Gottes spricht.

de Vries

Schulz, W., Der Gott der neuzeitlichen Metaphysik. 8<sup>o</sup> (119 S.) Pfullingen 1957, Neske. 8.50 DM. — Im Gegensatz zu der seit Hegel üblichen Deutung der neuzeitlichen Metaphysik als einer Herausarbeitung des autonomen Selbstbewußtseins unternimmt es Sch. in diesem Buch, im neuzeitlich metaphysischen Denken einen anderen Sinn aufzuweisen: das Ringen um Gott als Voraussetzung der menschlichen Subjektivität, sei es im Gegensatz oder in der Einheit mit ihr. Den Anfang der Bestimmung Gottes als reiner Subjektivität sieht Sch. schon bei Eckhart, nach dem Gott nicht versteht, weil er ist, sondern deshalb ist, weil er versteht (15). Cusanus habe diesen Gottesbegriff aufgenommen. Bei ihm werde Gott in das Sehen des Menschen einbezogen, entsubstantialisiert, und bleibe doch dessen Wesensgrund. Gott steht in unlösbarem Bezug zu Mensch und Welt und ist doch die Macht, die den Selbstvollzug des Menschen trägt und durchwaltet. Dieser Ansatz des Cusanus hat den Gang der neuzeitlichen Metaphysik bestimmt. Zuerst wird die Subjektivität in das Zentrum gestellt, zugleich aber durch eine höhere als die menschliche Subjektivität begrenzt. Die folgenden Denker suchen dann beides in einem Systemganzen zu vermitteln. Diese Abfolge wiederholt sich dann immer wieder bis zur Gegenwart. Gegenüber dem welthaft Seienden ergreift sich die Subjektivität in ihrer ganzen Macht, und zwar in steigendem Maße, wie dies Cusanus, Descartes und Kant herausstellen. Je mehr aber die menschliche Subjektivität durchdacht wird, desto mehr wird auch ihre Endlichkeit und ihre Ohnmacht erkannt, die eine unausdenkbare Macht als deren Wesensgrund voraussetzt. Inhaltlich wird diese Transzendenz ganz verschieden gedacht: bei Descartes ist es die souverän setzende Allmacht Gottes, bei Kant der intuitus originarius Gottes (als Grenzbegriff), beim späten Schelling der unvordenkliche Gott, bei Heidegger das Sein, das zwar nicht Gott ist als ein Seiendes, aber als der letzte Wesensgrund aller Subjektivität. Jedesmal aber wird die Transzendenz wieder in Frage gestellt durch den Versuch, Mensch und Gott in einem übergreifenden Zusammenhang als Ganzes zu begreifen, so bei Giordano Bruno durch das immanente Prinzip des Universums; bei Spinoza durch das kategoriale Schema von Substanz und Akzidenz; bei Hegel durch das Unendliche, das sich selbst durch seine von ihm gesetzten Gegensätze vermittelt; bei Nietzsche durch die Lehre von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Ausführlicher behandelt Sch. diese Zusammenhänge bei Cusanus, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Hegel, Nietzsche und Heidegger. — Seine im ganzen, wenn wir von Cusanus absehen, überzeugende Darstellung ist ein Beweis dafür, daß auch das neuzeitliche metaphysische Denken von Gott nicht loskommt, daß es aber auch mit ihm, wie es ihn bisher gedacht hat, nicht zur Ruhe kommt, daß es mit ihm in der Verlegenheit bleibt. Woher kommt das? Unseres Erachtens daher, daß es nicht ernst macht mit Gott als dem Absoluten; daß Gott nur Gott ist, wenn er von sich aus nicht rückbezogen ist auf die Welt, obwohl wir ihn nicht anders als so denken können. Es kommt daher, daß wir die Weise unseres endlichen Denkens über das Absolute zum Absoluten selbst

machen und so an die Stelle Gottes einen Götzen setzen. — Wie weit Cusanus in der Weise zu sehen ist, wie Sch. ihn sieht, mag fraglich sein; aber die Texte, die er beibringt, sind nicht hinreichend für die Begründung seiner Auffassung. Cusanus setzt in „Gottes Sehen“ (Kap. 10) Gottes Sehen auch als Sein. In Kap. 15 will Cusanus nicht sagen, daß der Betrachter des Bildes der eigentlich Aktive ist (21), sondern bloß, daß alle Veränderung auf seiten des Betrachters liegt. Entscheidend aber ist, daß der Text (Kap. 5), auf den sich Sch. vor allem stützt („Daß Du nicht zu mir hinsiehst, das ist eben dies, daß ich nicht zu Dir hinsehe“), aus dem Kontext einen ganz anderen Sinn als den von Sch. gemeinten erhält. Unmittelbar vorher heißt es nämlich: „Schaust Du mich nicht mit dem Auge der Gnade an, so ist das meine Schuld, weil ich mich von Dir durch Abwendung geschieden habe, durch Hinwendung zu anderem, das ich Dir vorziehe. Dennoch *kehrst Du auch jetzt Dich nicht gänzlich von mir ab*; vielmehr folgt mir Deine Barmherzigkeit . . .“ Ob nun Cusanus (auf Grund anderer Texte) in die Linie der von Sch. behandelten Denker gehört oder nicht, das vorliegende Buch wirft auf jeden Fall ein neues, überraschendes Licht auf den Gang der neuzeitlichen Metaphysik.

Brugger

## 2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Rehmke, J., Grundriß der Geschichte der Philosophie. Neu hrsg. und fortgeführt v. F. Schneider. 8<sup>o</sup> (382 S.) Bonn 1959, Athenäum. 14.— DM; geb. 16.80 DM. — Die einbändige Philosophiegeschichte (1896, <sup>3</sup>1921) ist knapper und lehrbuchmäßiger als die Bücher von E. v. Aster oder gar von H. Glockner; sie ist umfangreicher als der Studienführer von K. Schilling und der Grundriß von Dilthey(-Gadamer), erreicht aber, vor allem weil sie keine Literatur verzeichnet, nicht deren Brauchbarkeit für Studenten. Die Ergänzung des Hrsg.s, die — nach zwei Nachträgen (250—255: Neukantianismus; 266—271: Feuerbach) — von E. v. Hartmann und Nietzsche bis zur Existenzphilosophie und zu den Anglo-Amerikanern Moore, Russell, Whitehead, James, Perry und Dewey führt (295—382), ist eine würdige Fortsetzung des bei aller Kürze sachhaltigen und gediegenen Werkes, das nach der Absicht des Verf.s eine „Vorschule der Philosophie“, allerdings von ganz und gar wissenschaftlichem Charakter, sein soll. Nicht sein geringster Vorzug ist, daß standpunktbedingte Verzerrungen in dem, was gesagt wird, fehlen. Die kritischen Anmerkungen, die R. anbringt, sind überaus sparsam und verhalten. Jedoch sind 11 Seiten über J. Rehmke allein (319—329) das Dreifache dessen, was für Schelling oder Hegel aufgewendet wird; und 8 Seiten über Patristik und Scholastik zusammen sind, wie der Hrsg. selber sieht (7), wenig — zu wenig. Auch läßt gerade die Behandlung des Thomas von Aquin zu wünschen übrig: es stimmt nicht, daß für Thomas die menschliche Seele nach dem Tode keine Erinnerung an ihr Erdenleben hat und daß der Wille durch den Intellekt schlechthin bestimmt wird und insofern unfrei ist (85). Aber diese Ungenauigkeit ist eine Ausnahme.

Kern

Reinhardt, K., Parmenides und die Geschichte der griechischen Philosophie. 2. Aufl. gr. 8<sup>o</sup> (268 S.) Frankfurt 1959, Klostermann, 22.— DM; geb. 25.50 DM. — Diese verdienstvolle historische Untersuchung, erstmalig 1916 in Bonn erschienen, zeigt, daß das bekannte Gedicht des Parmenides nicht in zwei Teile auseinanderfällt, sondern eine Einheit ist (5—88). Die drei „Wege der Untersuchung“ (65) sind als Grundeinsichten „das natürliche Ergebnis einer Fragestellung“ (65). *ἀόρατα* und *ἀλγήθεια* hängen auf engste zusammen. Der Nachweis stützt sich hauptsächlich auf „Gorgias“, denn die drei Wege des Parmenides sind dasselbe wie die drei Möglichkeiten des Seins bei Gorgias (43). Wie R. der Erneuerer des Parmenidesverständnisses ist, läßt er auch Xenophanes (89—154) in neuem Licht erscheinen, indem er dessen geschichtliche Stellung und sein zeitliches Verhältnis zu Parmenides erneut zur Diskussion stellt. Entgegen der bisherigen Meinung weist R. überzeugend nach, daß Parmenides originell ist, er ist Schöpfer der eleatischen Einheitslehre. So wird Xenophanes aus dem Zusammenhang mit der eleatischen Schule gelöst. Für diese Lösung zieht R. außer den Fragmenten auch die Schrift des unbekanntenen Verfassers De Xenophane, Melissos und Gorgias als Quelle heran (90). — Endlich haben die For-

sungen von R. Heraklit (155—230) aus der Beurteilung des Plato und Aristoteles herausgenommen und ihn aus der milesischen Lehrentwicklung ausgeschieden (205 bis 207). Was bei Heraklit dem ἀπειρον des Anaximander und dem ὄν des Parmenides entspricht, ist nicht das Feuer, sondern ἐν τῷ σοφόν, das nicht ein Prädikat des Feuers ist. Auch die Flußlehre des Heraklit wird als ein Mißverständnis erkannt; „der Grundgedanke Heraklits ist vielmehr das denkbar genaueste Gegenteil zur Flußlehre: Beharren im Wechsel . . .“ (207). — Ohne Zweifel hat R. Wesentliches beigetragen zum besseren Verständnis des Parmenides, Xenophanes und Heraklit. Ein Vergleich mit den zahlreichen heutigen Untersuchungen zu ähnlichen Fragen (vgl. z. B. W. Kranz; Vorrede zur 6. Aufl. der Fragmente der Vorsokratiker) zeigt auch die Möglichkeit anderer Deutungen. Es sei nur auf eine wesentliche von R. vertretene Einseitigkeit hingewiesen. Auf S. 250—257 setzt er sich kurz mit dem Verhältnis von philosophischer Erkenntnis und Religion auseinander. Es mag offenbleiben, ob Religion die ausschließliche Wurzel aller Formen menschlichen Geistes ist. Aber es ist sicher falsch, alles Religiöse vom Denken des Parmenides abzuschließen. Das ist zwar eine sehr moderne Betrachtungsweise, aber gar keine griechische; denn der Grieche kennt keine hermetisch abgeschlossenen Teilbezirke. Um solche Mißdeutungen zu vermeiden, wünschte man, die Forderung von Kranz im eben genannten Vorworte werde verwirklicht: „. . . Es ist an der Zeit, das von Diels vor allem als Vorlesungsgrundlage gedachte Buch durch ein die antike Überlieferung in ihrer Gesamtheit kritisch bearbeitet und kommentiert wiedergebendes zu ersetzen . . .“

E n n e n

Platon, Protagoras. Vollständige Textausgabe mit Kommentar besorgt von Fr. Dirlmeier und H. Scharold. 8<sup>o</sup> (148 S.) München 1959, Kösel. 4.50 DM. — Diese geschmackvolle Protagorasausgabe ist äußerlich nach dem von anderen Ausgaben her bekannten Schema gestaltet. Dem sauber und übersichtlich gedruckten griechischen Text (51—112) ist unter dem Titel „Platon als Philosoph“ (5—30) und „Sokrates und die Sophisten“ (31—40) eine philosophische und zeitgeschichtliche Einleitung vorangestellt. Das Neue an diesen Ausführungen liegt einmal in einem gewissen apologetischen Aspekt, in dem in schlichter und überzeugender Weise die ungemeine Fruchtbarkeit der Lektüre platonischer Schriften auch für den heutigen Menschen dargelegt wird. Dann werden manche falsche Platondeutungen richtiggestellt, wie z. B. 28. Mit Recht wird hier auf Grund des Quellenbefundes gesagt, Platon werde treffender als „Realist“ gekennzeichnet denn als „Idealist“. Endlich wird einleitend 41—48 kurz der Dialogaufbau erörtert. Wortkundliche, sachliche und grammatikalische Erläuterungen sollen das Verständnis des Originaltextes erleichtern. Der Literaturhinweis (147—148) ist nicht nur für vorliegende Ausgabe ein Quellennachweis, sondern soll auch zum Weiterstudium anleiten. Diesem Ziele dienen aber durchaus nicht alle genannten Arbeiten, wie z. B. der erwähnte philosophische Handkommentar zu den platonischen Dialogen von Gauß (vgl. z. B. Rez. in Schol 29 [1954] 95 bis 99 und 34 [1959] 460). — Eine Bemerkung auf der Rückseite des Titelblattes besagt, daß vorliegende Ausgabe an den Höheren Schulen Bayerns lernmittelfrei genehmigt ist. Ihre Gestaltung wurde also auch bestimmt durch die Verwendbarkeit auf der Oberstufe der Höheren Lehranstalten. Von dem Gesichtspunkte nun heutiger Unterrichtsmethodik und Unterrichtserfahrung hätte man dieser Ausgabe eine andere Form geben können und sogar geben müssen. Wie aus dem Oberstufenunterricht anderer Fächer aus bekannt ist, soll der Schüler unter Leitung des Fachlehrers zu einem selbständigen Quellenstudium angeleitet werden. Wer um die heutige weltanschauliche Verwirrung in den Geisteswissenschaften weiß und um die nicht hinreichende philosophische Ausbildung der Altsprachlehrer, kennt die Schwere der Problematik. Aus dieser zweifachen Erwägung heraus hätte in vorliegendem Falle eine einfache Textausgabe, in die nach dem Vorbilde anderer Ausgaben der Dialogaufbau hineingearbeitet ist, genügt. Auf Einleitung und Wortverzeichnis konnte verzichtet werden. Statt dessen hätte für die Hand des Lehrers ein umfassender Kommentar ausgearbeitet werden sollen nach dem mustergültigen Vorbilde der Kommentare Fr. Dirlmeiers zur Nikomachischen Ethik und zur Magna Moralia. So hätte man gleichzeitig eine empfindliche Lücke in der Platonforschung begonnen zu schließen.

E n n e n

Pérez Ruiz, Fr., S. J., *El Concepto de Filosofía en los escritos de Platón. Filosofía e Sabiduría*, gr. 8<sup>o</sup> (152 S.) Comillas 1959, Universidad Pont. — Das Anliegen dieses Buches ist im Vorwort (25) prägnant zusammengefaßt: Zu verstehen, daß Platon sich Philosoph nennt, in dem klaren Bewußtsein, die Weisheit nicht zu besitzen, sondern ein Wahrheitssucher zu sein, der weiß, daß die volle Wahrheit in diesem Leben nie erlangt werden kann, und zugleich ein leidenschaftlicher Erzieher der Jugend, der weiß, daß Tugend nicht lehrbar ist, sondern nur durch das Vorleben dieser Wahrheitssuche in dem zu Erziehenden „entflammt“ werden kann. Diesen „Dynamismus“ des platonischen Denkens, der doch nicht nur reiner Dynamismus ist, sondern eben von seiner Ausrichtung auf eine fortschreitend zu erlangende, aber nie ganz und vollkommen erreichbare, objektive Wahrheit seine treibende Kraft und seine, den Menschen umgestaltende, erzieherische Wirkung erhält, schildert das Buch auf Grund einer eingehenden Interpretation der Stellen, die diese Gedanken enthalten (ein Index der interpretierten Stellen erschließt dem Leser die vielen treffenden Beobachtungen und Erklärungen, die an die einzelnen Stellen geknüpft werden: es ist begreiflich, daß in ihm das Symposium, der Phaidon, und insbesondere der VII. Brief eine bevorzugte Stelle einnehmen; beachtenswert ist die Stellungnahme für die Echtheit des I. Alkibiades), und gelangt so zu einem Gesamtbild von Platon, das etwa in der Richtung des Buches von Festugière „Contemplation et vie contemplative selon Platon“ (Paris 1936) liegt — wenn auch das Element der „Schau“ weniger betont wird —, oder des „Neuaugustinismus“ Stefanini's (auch die Gedankengänge von G. Krüger, „Einsicht und Leidenschaft. Das Wesen des platonischen Denkens“, Frankfurt 1939, hätten hier angeführt werden können. Der Verf. kennt das Buch offenbar nicht, sonst hätte es S. 24 erwähnt werden müssen). Jedenfalls ist es sehr zu begrüßen, daß die ohnehin nicht reiche spanische Platonliteratur mit einem Buche bereichert wird, das Platons Denken von einem so zentralen Gesichtspunkt aus darstellt.

I v á n k a

Plotini Opera, Tomus II: Enneades IV—V. Edd. P. Henry und H. R. Schwyzer. Plotiniana arabica vert. G. Lewis. gr. 8<sup>o</sup> (LIV u. 503 S.) Paris-Bruges 1959. Desclée de Brouwer. 450.— Frb. — Mit diesem 2. Band, der die IV. und V. Enneade enthält, liegt nunmehr der ganze Plotintext, mit Ausnahme der VI. Enneade (die zusammen mit den Indices den 3. Band füllen wird), in einer mustergültigen Ausgabe vor, die eine neue Epoche der Plotinforschung einleitet. Gegenüber allen bisherigen Ausgaben, die, auf der Voraussetzung einer mehr oder weniger entstellenden Überlieferung fußend, zugleich auch immer korrigierend und daher interpretierend in den Text eingriffen (die Unterschiede lagen in der größeren oder geringeren Zurückhaltung, die sie dabei bewiesen), sind die Herausgeber dieser Ausgabe von der Zuverlässigkeit unserer Überlieferung, im großen ganzen, überzeugt (vgl. das Vorwort zu Band 1, X). Gerade die umfassende Heranziehung aller anderen Textbezeugungen hat sie darin bestärkt. Denn im Fall Plotins sind wir in der glücklichen Lage, den durch die porphyrianische Ausgabe überlieferten Text durch weite Strecken einer anderen Überlieferung überprüfen zu können, die sich von der auf Porphyrios zurückgehenden schon ungefähr dreißig Jahre nach dem Tode Plotins abgespalten hat und nachweislich (so ergibt die überaus gewissenhafte Prüfung des überreichen handschriftlichen Materials) nie zu Kontaminationen geführt hat. So kommen die Herausgeber zu einer Textgestaltung, die man in manchen Fällen als zu konservativ beurteilt hat. Und sie sagen es selbst: *Sexcenties etiam textui coniecturas mendum esse arbitrati sunt (priosores editores), ubi speramus nos in explorando Plotini sermone aliquantum processisse*. Nicht verbessern, sondern richtig verstehen! ist also das Leitmotiv. Daß auf diese Weise vieles in den Text gelangt, was andere als verbesserungsbedürftig betrachten werden, ist unvermeidlich (so lesen wir in Band 1 [Enn. I 4, 7 Zeile 30] die Worte *της μικρολογίας*, mit einer ausführlichen Erläuterung und antiken Belegstellen, aus denen aber doch hervorgeht, daß die Worte nichts anderes gewesen sein können als eine Randbemerkung, die auf einen analogen Gedankengang hinweist, aber den im Text vorliegenden Satz anakolutisch stört). Für den Forscher hat das aber den unüberschätzbaren Vorteil, daß ihm wirklich die ganze Textüberlieferung, und *nur* die Textüberlieferung vorgelegt wird. Außerdem vermerkt der Apparat die wichtigeren Konjekturen, die zu den Stellen gemacht

worden sind: mit einer billigenden Bemerkung („non male“ z. B.), wenn sie eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich haben, ohne daß doch die Herausgeber sie in den Text selbst aufzunehmen gewagt hätten; ohne Bemerkung auch dann, wenn die Herausgeber sie ablehnen, aber bei der Schwierigkeit der Stelle darauf aufmerksam machen wollen, daß sie bewußt an der überlieferten Textfassung festhalten, damit man nicht in die Versuchung kommt, von neuem Verbesserungsvorschläge zu einer solchen Stelle zu machen, die schon von früheren Herausgebern gemacht worden sind. So ist also auch die Erklärungsarbeit, die in den früheren Konjekturen steckt, dem Urteil des Benützers vorgelegt (hier ist selbstverständlich keine Vollständigkeit angestrebt). Nimmt man dazu, daß die in arabischer Übersetzung oder Paraphrase erhaltenen Stücke synoptisch dem griechischen Texte (in englischer Übersetzung) gegenübergestellt sind und, als selbständiger Textzeuge, in mehreren Fällen zur Textkonstituierung herangezogen worden sind (die Stellen sind im Vorwort XXXIV bis XXXV angeführt), so wird man zugeben müssen, daß wir hier, nachdem lange ein verlässlicher Plotintext ein schmerzliches desideratum war, nunmehr eine Textgrundlage für die Plotinforschung besitzen (bzw. nach Erscheinen des 3. Bandes besitzen werden), wie sie uns, in solcher Vollkommenheit, nur für wenige antike Autoren zur Verfügung steht.

I v á n k a

Descartes, R., *Meditationes de prima philosophia*, hrsg. von L. Gäbe (Philos. Bibl., 250a), 8<sup>o</sup> (XXX u. 166 S.) Hamburg 1959, Meiner. 8.50 DM; geb. 11.— DM. — Der Meiner-Verlag bietet eine seiner vorzüglichen zweisprachigen Parallelausgaben an: das lateinische Original (ohne Einwände und Erwidnungen) und eine deutsche Übersetzung des Hauptwerkes, das wohl die Grundlage jeder Descartes-Darstellung bilden muß. G. weist in der Einleitung den Meditationen die Rolle einer Grundlegung der kartesischen Physik zu. Die scharfsinnigen Untersuchungen, die auch Licht auf die Deutung der *Regulae ad directionem ingenii* werfen, sind jedoch so speziell naturwissenschaftlich und naturphilosophisch gehalten, daß sie die Aufgabe einer ersten Hinführung zum Studium der Meditationen kaum erfüllen. Interessant, aber nicht unanfechtbar ist die Erklärung von Descartes „hyperbolischem Zweifel“ aus dem Versuch, das Vertrauen in einen „alogischen Erkenntnisbegriff“ durch das beständige Bewußtsein der Abhängigkeit von dem wahrhaftigen Schöpfer geistig einzuzüben (XXVI—XXIX). Die auf Grund der früheren Ausgaben von A. Buchenau überarbeitete Übersetzung weist gegenüber früher große Fortschritte auf. Die scholastischen Begriffe sind frei und richtig eingedeutscht. — Kleine Korrekturen: *passim* steht „D.“ als Genitiv statt (wie in den Anm.!) „D.“; X, Z. 6 v. u., umstellen: „die Meditationen enthalten“; XI, 15 v. u.; XIV, 20 u. 25; XXI, 14 v. u.; XXII, 2; XXVII, 8 f. u. 17; XXVIII, 23; S. 7, Z. 1 u. 12 v. u. (statt „schlagendsten“: „einsichtigsten“); 9, 8 v. u.: *non spero* = kann ich nicht hoffen; 11, 27 f., etwa besser: „deren Beweiskraft sie von allen klugen Leuten anerkannt sehen“; 15, 3; 17, 20 f.: Zusatz „bezogen ...“ stört; 19, 11 usw. *Müssen* derlei Versehen oder Mängel so zahlreich sein?

Kern

Lefèvre, R., *La vocation de Descartes*. 8<sup>o</sup> (228 S.) Paris 1956, Presses Universitaires. 700.— Fr. — Die Ergebnisse dieser Arbeit eines guten Descarteskenners (vgl. sein anderes Werk: *L'humanisme de Descartes*) werden im Vorwort mitgeteilt. Einige dieser Resultate seien hier angeführt: Der Cartesianismus ist kein abstraktes und definitives System, sondern lebendige Erfahrung (könnte man ihn also unter die Vorläufer der Lebensphilosophie einreihen?); obwohl Metaphysik und Physik in ihm einen Ring von Sicherheiten bilden, liegt der Schwerpunkt auf einem anderen Gebiete, beim Menschen, in der Moral. Für diese in sich interessante These möchte man in dem Werke selber noch eine nähere Begründung sehen. Allerdings würde die genauere Begründung mit Belegen und Quellenhinweisen, die dem Buche nur sparsam beigegeben sind, seine flüssige Lesbarkeit vielleicht mindern. Ein Literaturverzeichnis ist dem Buche nicht beigegeben. Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß die innersten Intentionen Descartes' aus den geistigen Spannungen seiner Zeit zwischen Kirche und Libertinismus, Scholastik und Naturwissenschaft, Vernunft und Glaube verstanden werden müssen (1). — Das Buch enthält in seinen sehr klaren, hin und wieder vielleicht zu stark systematisierenden Fassungen (vgl.

35 f.) vier Untersuchungen zum Discours de la méthode. Zunächst zur Entstehungsgeschichte des Discours (5—69), für den Descartes 20 Jahre lang Material sammelte (30), um dann das Werk in etwa 17 Monaten niederzuschreiben (November 1635 bis März 1637; 42). Die drei anderen Teile wollen die Geschichte des Zweifels kontrollieren, die Descartes im Discours von sich selber erzählt: La jeunesse du doute, 1606—1618 (73—105); La maturité du doute, 1619—1620 (109—162); La fécondité du doute, 1620—1637 (165—221). Das Buch wird jedem, der sich mit Descartes beschäftigt und Interesse hat für die Tragweite des Cogito ergo sum oder die geschichtliche Entwicklung dieses Gedankens, viel Anregung und auch neue Einsichten bieten.

Gilen

Fleckenstein, J. O., Gottfried Wilhelm Leibniz. Barock und Universalismus. 8<sup>o</sup> (200 S.) Thun-München 1958, Ott. 14.90 DM. — Gewiß ist es nicht möglich, in einem Buch von geringem Umfang das äußerst vielseitige und geistvolle Denken eines Leibniz erschöpfend zu behandeln. Doch gelingt es dem Verf. vorzüglich, in knapper, aber beziehungsreicher Darstellung die lebendige Universalität dieses Geistes vorzuführen. Dabei steht, dem Fachgebiet des Verf. entsprechend, die mathematische Problematik im Vordergrund, ist aber eingebettet in das gesamte philosophisch-theologische Denken und politische Wirken Leibniz'. Erst wird die geistige Situation gezeichnet, der Wandel des naturwissenschaftlichen Weltbildes seit Kopernikus und Galilei, der Wandel des philosophischen Denkens seit dem Nominalismus der Spätscholastik, allgemein: die Wende vom „substantiellen“ zum „funktionellen Denken“ (31 u. ö.) — ein Gegensatz, den gerade Leibniz in seiner Monadenlehre versöhnen will. Das Kapitel „Glaube und Wissen“ (36—64) dringt ins Theologische vor, kennzeichnet des Leibniz Stellungnahme zur katholischen Kirche und zum damaligen Gnadenstreit; hierin erscheint „der lutherische Protestant Leibniz katholischer . . . als der katholische ‚Protestant‘ Pascal“ (60). Ein weiteres Kap. (65—115), über dem als warnendes Motto das Platonwort steht: *Μηδεις ἀρεωμετρητος ειστω*, geht sehr genau auf die mathematischen Leistungen von Leibniz, besonders seine Entdeckung des Infinitesimalkalküls, ein. Anschließend wird die Monadenlehre im Zusammenhang dargestellt (116—151) und zum Schluß die politische und religionspolitische Tätigkeit des Philosophen gewürdigt, vor allem sein gescheitertes Bemühen um die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen (152—191). Wenn das Buch auch nicht näher auf die philosophische und theologische Problematik im Denken Leibniz' eingeht, erst recht nicht eine spekulative Auseinandersetzung mit ihm vollzieht, so bietet es doch eine wertvolle Einführung in die Geisteswelt dieses universalen Denkers.

Coreth

Herder, J. G., Sprachphilosophische Schriften. Aus dem Gesamtwerk ausgewählt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Registern versehen von E. Heintel (Philos. Bibl., 248). 8<sup>o</sup> (LXII u. 242 S.) Hamburg 1960, Meiner. — Bei der Bedeutung, die Herder für die Erhellung des Phänomens der Sprache hat, war die Auswahl von Texten Herders über die Sprache, zumal sie hier zum erstenmal versucht wurde, ein dankenswertes Unternehmen. Zwar war eine geschlossene Wiedergabe aller in Betracht kommenden Äußerungen wegen des zu großen Umfangs nicht möglich, aber die in sich zusammenhängenden Texte wurden so gewählt, daß kein in grundsätzlicher Hinsicht bedeutsamer Gedankengang der Sprachphilosophie Herders fehle (Vorr.). — Im 1. Hauptteil steht die „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772), die zentrale Einsichten Herders über Sprache und Menschwerdung enthält. Der 2. Teil bringt einen großen Teil der die Sprache betreffenden „Fragmente“, die in ihrer Gesamtheit den besten Überblick über den Motivreichtum der Sprachphilosophie Herders geben. Der 3. Teil stammt aus Herders Hauptwerk, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784/1785). Er bringt die Bedeutung der Sprache für den Menschen als ein Wesen der Geschichtlichkeit und der Gemeinschaft zum Ausdruck. Im 4. Teil folgen die sprachkritischen Ausführungen der „Metakritik“ (1799) mit ihrer von der Sprache her gesehenen Erkenntnistheorie und Kategorienlehre Herders. — Der Text wurde, soweit es zur Lesbarkeit und Verständlichkeit des Sinnes geboten war, in Rechtschreibung, Zeichensetzung und Hervorhebung modernisiert. — Einen besonderen Wert verleiht dieser Ausgabe die Einleitung des Herausgebers „Herder und die Sprache“. Herders Bemühungen

um die Sprache stehen unter der Tragik, daß er keinen Zugang hatte zu der mit Kant anhebenden philosophischen Reflexion auf die Voraussetzungen aller Reflexion. Darum und weil ihm die notwendige methodische und systematische Zucht abging, kam er in den grundsätzlichen Fragen zu keiner eindeutigen und endgültigen Lehrmeinung. In seiner „Ursprungsschrift“ geht Herder nicht nur auf die genetisch einzelwissenschaftliche Problematik ein, sondern stellt darüber hinaus auch die philosophische Frage nach dem zeitlosen Sprachursprung und den prinzipiellen Wesensgrundlagen der Sprache. Leider hält er jedoch die beiden Problemebenen nicht auseinander, so daß die nachfolgende einzelwissenschaftliche Sprachforschung es leicht hatte, das philosophische Problem beiseite zu lassen. Trotz der Gegnerschaft zwischen Kant und Herder muß man sagen, daß Herders (wie auch Hamanns und Humboldts) grundsätzliche Fragestellung identisch ist mit der sprachphilosophischen Fassung der Transzendentalproblematik, einer Fassung und einem Aspekt, dem Kant allerdings keine Beachtung schenkte. Dem Verhältnis der Sprachphilosophie Herders zur transzendentalen Sinnkonstitution gelten die weiteren Ausführungen der Einleitung, aus denen nicht nur die Forderungen, die man an eine Sprachphilosophie stellen muß, sondern auch schon deren Umrisse sichtbar werden. Brugger

Jolivet, R., *Aux sources de l'existentialisme chrétien — Kierkegaard*. Nouvelle édition. 8<sup>o</sup> (287 S.) Paris 1958, Fayard. 900.— Fr. — Dieses Buch erfüllt eine Aufgabe im französischen Geistesleben. Während Kierkegaard noch vor wenigen Jahrzehnten fast völlig unbekannt war, ist heute sein Name in aller Mund und sein Denken von weitreichendem Einfluß. Der Verf., Dekan der Philosophischen Fakultät der Katholischen Universität Lyon, will hier ohne allen wissenschaftlichen Ballast von Einzelfragen der Kierkegaard-Interpretation eine Einführung geben, die Kierkegaard nicht — dessen eigener Sorge gemäß — zur „Beute der Professoren“ macht, also nicht nur eine trocken sachliche Auseinandersetzung mit seinen Gedanken durchführt, sondern vor allem das zutiefst menschliche und christliche Problem Kierkegaards sehen und verstehen lehrt. Die drei Teile des Buches behandeln das Leben, die Seele und das Denken des großen Dänen. Der 1. Teil bringt als Grundlage des Verständnisses eine biographische Skizze (15—65). Der 2. Teil versucht, die Psychologie Kierkegaards, dessen Denken so durchaus subjektiv und persönlich ist, zu ergründen (69—121). Dies ist schwierig, weil Kierkegaard „eine Maske trug“, hinter der er sich verbarg und die es zu durchschauen gilt. Hier werden seine inneren Konflikte, seine melancholische Schwermut und sein christlicher Glaube erhellt. Der 3. (bei weitem größte) Teil wendet sich dem philosophisch-theologischen Denken Kierkegaards zu (125—276). Nach einer allgemeinen Kennzeichnung dieses Denkens, das — der Denkweise Pascals verwandt — ein System grundsätzlich ablehnt und den Einsatz der Subjektivität in der „Existenz vor Gott“ verlangt, wird vor allem die Stadienlehre Kierkegaards dargelegt, die noch am zwanglosesten eine Gruppierung seines gesamten Lehrgehalts möglich macht: das ästhetische, das ethische und das religiöse Stadium. Hier entwickelt der Verf. die religiösen Kategorien Kierkegaards, die Sünde, den Glauben usw., sowie das christliche Leben nach Kierkegaards Lehre. Nach einer abschließenden Würdigung, welche die Theologie des dänischen Denkers mit Luther konfrontiert und die echte Christlichkeit Kierkegaards würdigt, folgt eine Chronologie seines Lebens und eine Bibliographie, welche dessen Werke und die wichtigsten Arbeiten über ihn anführt. Das Buch bietet eine wahrhaft glänzende Einführung in Kierkegaard, wie wir sie in deutscher Sprache noch nicht besitzen. Coreth

Schlechta, K., *Der Fall Nietzsche*. 2., erweiterte Aufl. kl. 8<sup>o</sup> (128 S.) München 1959. Hanser. 5.60 DM. — Das Büchlein stellt eine kleine Reihe von Abhandlungen und Vorträgen zum Thema der neuen Nietzsche-Ausgabe des Verf. zusammen, wobei aber darüber hinausreichende Ausführungen zu Nietzsches Philosophie überhaupt Interesse wecken. Zunächst, als Wichtigstes, unter neuem Titel das Nachwort zum 3. Band jener Ausgabe, das über die Prinzipien referiert, die zur Revision der bisherigen Fassungen von Nietzsches posthum erschienenen Aphorismen-Kompilation „Der Wille zur Macht“ führten. Die These von Sch., daß es sich dabei um eine durch Brieftäuschungen als legitim ausgegebene „Erfindung“ von Nietzsches

Schwester handle (vgl. bes. 75 f.), also um eine durch den Philosophen nicht autorisierte Weise der Systematisierung jener Aphorismen, dürfte zu Recht bestehen. Sie hat, obgleich der Wissenschaftliche Ausschuß der „Historisch-Kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Friedrich Nietzsches“ ihr das Placet erteilte (vgl. 93), begreiflicherweise Aufsehen erregt, doch die Einwände von seiten unentwegter Nietzsche-Jünger (wie Pannwitz) vermag Sch. zwar mit ein wenig zu forschem Temperament, aber überzeugend zurückzuweisen. In maßvollerem Ton äußert er sich zu einem diesbezüglichen Aufsatz von K. Löwith (117 f.). Es bleibt freilich trotzdem eine offene Frage, ob die nachgelassenen Aphorismen sich nicht doch, rein sachlich gesehen, zwangloser um den Kerntitel „Der Wille zur Macht“ kristallisieren dürften als um einen der beiden anderen, die Nietzsche noch in Erwägung gezogen hatte („Die ewige Wiederkehr des Gleichen“ und „Umwertung aller Werte“); diese scheinen jenem gegenüber abkünftig, sekundär zu sein. — Die entscheidende philosophische Frage, wieweit nämlich Nietzsches nihilistische Position heute überwunden sei (Sch. meint, sie sei überholt, Löwith dagegen, sie sei von uns noch nicht einmal eingeholt), ob also der Abgrund, den er aufgerissen, nun geschlossen und überschreitbar sei, läßt sich nur aus einer eigenen metaphysischen Gesamtschau heraus angehen. Es darf dabei allerdings die Mahnung von Sch. nicht überhört werden, es zunächst einmal erstlich mit dem *Diagnostiker* Nietzsche zu versuchen (86), d. h. sich seinen Argumenten oder wenigstens Problemen in unbedingter Redlichkeit zu stellen.

O g i e r m a n n

Breton, St., *Situation de la philosophie contemporaine*. 8<sup>o</sup> (200 S.) Paris — Lyon 1959, Vitte. 900.— Fr. — Br., Professor an den Facultés Catholiques in Lyon, dem wir das feinsinnige Büchlein „La Passion du Christ et les Philosophies“ (1954) verdanken, gab 1959 neben anderen Schriften diesen einführenden Überblick über die zwei hauptsächlichsten nicht-scholastischen Strömungen der Gegenwartsphilosophie, den Marxismus und die Existenzphilosophie, heraus. Er wendet sich an die philosophierende Jugend. Das erklärt die vorwiegend oberflächige Darstellung von Lehrgehalten und Zusammenhängen. Gute Aufschlüsse finden wir am ehesten in den Kapiteln über die heutigen Tendenzen der marxistischen Philosophie (70—96) und über die Bedeutung der Negativität im Denken von Marx (97—127). Vertrautheit auch mit den deutschen Quellen ist unverkennbar; N. Hartmann tritt allerdings etwas stark hervor. (S. 189, Z. 1 v. u., muß es heißen: „Vorträge und Aufsätze.“) Kern

École, J., *La métaphysique de l'être dans la philosophie de Maurice Blondel*. gr. 8<sup>o</sup> (223 S.) Louvain — Paris 1959, Nauwelaerts. 155.— Frb. — Nach seinem Buch über die Metaphysik des Seins bei L. Lavelle (1957) legt der Verf. nun eine Studie über das gleiche Thema bei M. Blondel vor (weitere Schriften über diese Frage bei G. Marcel, Sartre und auch Chr. Wolff sollen folgen). Es überrascht nicht, wenn immer wieder Vergleiche der Blondelschen Metaphysik mit derjenigen Lavelles gezogen werden; im Schlußkapitel handelt ein ausführlicher Abschnitt über diese Parallele. Dabei wird übrigens die größere Modernität Lavelles gerühmt, der von der „Subjektivität“ des Menschen ausgeht, während Blondel eine Philosophie der Natur, des Kosmos, zugrunde legt. — Blondels Anliegen ist nach seinen eigenen Worten eher eine Philosophie des Seins als des Wirkens. Der Verf. unternimmt es, diesen Anspruch als wohlbegründet nachzuweisen. Fundamentale Bedeutung hat hierbei „L'Être et les êtres“, daneben aber kaum geringere Bd. 1 der 2. Aufl. von „L'Action“. Der Aufbau des Buches folgt dem im erstgenannten Werk vorgezeichneten Schema (17). Es dürfte unangebracht sein, die einzelnen Etappen dieses Weges nochmals zu charakterisieren; denn der Gehalt der ontologischen Thesen Blondels wird wohl stärker als sonst für sich, d. h. eben unter dem Aspekt der Ontologie, der Seinslehre, herausgehoben, nicht aber eigentlich um wesentlich neue Einsichten bereichert. Zur entscheidenden Quelle dieser Metaphysik vgl. Schol 12 (1937) 104 ff., der Ergänzung halber auch ebd. 11 (1936) 267 ff. (zu „La Pensée“) und 14 (1939) 256 f. (zu „L'Action“). Übrigens konnte der Verf. noch nicht die Studie von M. Ritz über das Seinsproblem bei Blondel (1958) verwerten, das seine Ergebnisse in vielem vorwegnimmt (siehe Schol 34 [1959] 456). Doch läßt gerade ein Blick auf diese Arbeit feststellen, wieviel mehr es dem Verf. darum zu tun ist, die *Gemeinsamkeiten* Blondelscher Ontologie und der thomistischen, überhaupt der traditionellen

Metaphysik zu unterstreichen. So wird der aristotelisch-thomistische Begriff der Substanz (66, 84), der „*materia prima*“ (70), der „*participatio*“ (143), der Priorität der Ontologie vor der Logik (159), der Analogie (186 f.) usw. in seiner Resonanz bei Blondel gut vernehmlich. — Es geht ihm um eine „*ontologie concrète*“ (25), die zugleich „*sagesse philosophique*“ sein müsse. Das aber heißt, die Bewegung des philosophischen Denkens habe die Bewegung der Wirklichkeit selbst nachzuvollziehen und kraft deren Dynamik das zentrale Thema aller Ontologie, den Bezug der Seienden zum Sein selbst (46), personal zu realisieren. Daß Blondel von einer Ausrichtung des menschlichen Geistes auf die Übernatur und die Schau Gottes spricht, diese jedoch nur durch gnadenhaften Eingriff Gottes selbst ermöglicht werden läßt, wurde und wird immer noch lebhaft diskutiert. Der Verf. tritt für eine faire Haltung der Theologen diesen Thoremen gegenüber ein, vermag allerdings auch seinerseits die Bemerkung nicht zu unterdrücken, Blondel habe letztlich doch den eigentlichen Unterschied des Übernatürlichen vom rein Natürlichen nicht immer in aller Schärfe hervor. Man wird hinzufügen dürfen, daß jene Gemeinsamkeit in Fragestellung und Lösungsrichtung zwischen dem thomistischen und Blondelschen Denken wohl nur wenig mehr als eine Reihe von Berührungspunkten ist. Gerade dasjenige, was Thomas und auch der moderne Thomismus sich so sehr angelegen sein lassen, nämlich der rationale und stringente Aufweis von Substanzialität, Analogie, Unendlichkeit des Seins usw., das scheint nicht Blondels Stärke zu sein: „*autant de points . . . évoqués plutôt que traités ex professo*“ (195), dieses Urteil wird zutreffen. Er greift zu manchen großen Ideen der traditionellen Philosophie mehr nur deshalb, um seine eigenen Intuitionen bestätigt zu finden (vgl. 197), als um sie rational aufzuarbeiten. Doch es darf eben nicht übersehen werden, und darin hat E. sicherlich recht, daß Blondels Ontologie dem Denken eines Thomas in vielem verwandt bleibt. In ihrem tiefsten Grunde hält sie es jedoch dem Verf. zufolge mit Augustinus (104 198); ihr „*existenzieller*“ Zug spricht dafür. — Beim Vergleich mit Thomas wird eine Parallele erblickt in der Annahme von „*materia prima*“ auch für die ontologische Konstitution der geschaffenen reinen Geister (165). Nun aber lehrt Thomas doch ausdrücklich das Gegenteil und verwirft mit aller Bestimmtheit die Meinung, die Blondel prinzipiell voraussetzt, alle „*Potentialität*“ gehe auf „*Materialität*“ zurück (vgl. De spir. creat. a. 1 c., in fine, et ad 25). Ferner betont Blondel wohl die Funktion der Analogie in der ontologischen Systematik, hält sich aber, konsequent zu seiner These, die Seinsidee identifiziere sich eigentlich mit der Idee des Seins selbst (vgl. 65), an die *analogia attributionis* (im thomistischen Sinne). Der Verf. merkt an, das sei nun gewiß nicht thomistisch, Thomas kenne für die Beziehung Gott—Geschöpf nur die *analogia proportionalitatis* (188 Anm. 15). Hier klafft ein wesentlicher Unterschied zwischen Thomas und Blondel innerhalb der Analogie-Konzeption auf, und es öffnet sich die ganze Breite der Analogie-Problematik, die auch bei Thomas wohl noch nicht zu Ende gedacht ist und zu der Blondel nichts beiträgt. — Wenn die große Bedeutung Blondels, gerade in Frankreich, darin gesehen wird, das er wieder mit echter Seinsphilosophie ernst gemacht habe, in Frontstellung gegen alle bloße Bewußtseins- und Erkenntnistheorie (12), dann darf man ohne weiteres zustimmen. Wieweit er die moderne christliche Philosophie als Ganzes zu vertiefen berufen war und ist, bleibt andererseits, auch nach Henricis schönem Buch (vgl. Schol 34 [1959] 566 f.), eine immer noch offene Frage.

O g i e r m a n n

Duméry, H., Die Ungeteiltheit des Geistes. Philosophische Strömungen der Gegenwart. 8<sup>o</sup> (342 S.) Freiburg 1959, Alber. 20.80 DM. — Das Original „*Regards sur la philosophie contemporaine*“ (1956, 1957) wurde in Schol 34 (1959) 465 empfehend besprochen. Die Übersetzung von H. Schaad gibt es mit großer Treue und Einfühlung wieder. Kleine gelegentliche Fehlgriffe mindern nicht wesentlich ihren Wert: 83 Z. 7 ist „*suprastructure*“ in den marxistischen Fachausdruck „*Überbau*“ rückzuübersetzen; 247 Z. 17 „*complice*“ eher „*mitschuldig*“ als „*teilhafte*“; 335 bedeutet die Überschrift des Schlußkapitels „*Conclusion*“ einfach „*Beschluß*“, nicht „*Schlußfolgerung*“. Der Übersetzer hat in einer großen Anzahl eigener Anmerkungen bio-, biblio- und doxographische Ergänzungen und Erklärungen beige-steuert. Zu 29 Z. 9 v. u. könnte angemerkt werden, daß sich über J. Zürchers Aristoteles-Werk inzwischen eine ziemliche Einhelligkeit negativer Art ergab (vgl. E. Schächer:

Salzburger Jahrb. I [1957] 157—238); Heideggers Kennzeichnung als „Dramaturg der angstgeladenen Existenz“ (218 Z. 5 v. u.) wäre etwa zurechtzurücken gewesen; 59 Z. 6 u. 7 v. u. statt „1815“: „1816“. — Das Buch vermittelt eine dankenswerte erste Kenntnis gegenwärtigen französischen Denkens. Es zeigt auch auf glückliche Weise, wie solche Vermittlung anzupacken ist. K e r n

### 3. Naturphilosophie, Psychologie und Anthropologie

Schrödinger, E., Geist und Materie (Die Wissenschaft, 113). 8<sup>o</sup> (VIII u. 78 S., 3 Abb.) Braunschweig 1959, Vieweg. 9.— DM. — Das Buch ist echt philosophisch in dem Sinn, daß S. über die erkannte und betonte Beschränktheit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis hinaus nach einer ganzheitlichen Weltansicht strebt, wobei der Geist, das Bewußtsein, irgendwie als das Primäre und „Welt“ als Produkt des Geistes erscheint. Allerdings wird da nichts deduziert oder bewiesen; es werden gewisse merkwürdige Tatsachen konstatiert, Fragen gestellt und Vermutungen daran angeknüpft. So zeigt sich z. B., daß neue und ungewohnte Reaktionsweisen betont bewußt sind, lang eingeübte Reaktionsweisen aber ins Unbewußte absinken; könnte man das nicht vielleicht zu einer evolutionistischen Theorie des Bewußtseins und sogar der Ethik verwenden? Oder es wird eine Vermutung geäußert, wie sich quasi-lamarckistische Züge der tatsächlichen Evolution in die in Wirklichkeit allein richtige darwinistische Theorie einbauen lassen. Das Problem der Objektivierung, der Welt, die der Geist sich konstruiert und in der er sich selber nicht mehr vorfindet. Und ob das östliche Denken irgendwie recht hat, wenn es hinter allem das *eine* Bewußtsein und den *einen* Geist sieht? Den Geist, der jenseits von Raum und Zeit steht, wie Platon es ahnte, wie Kant es schärfer aussprach und wie es in dem Werk von Einstein und Boltzmann physikalisch zum Ausdruck kommt.

B ü c h e l

Bohr, N., Atomphysik und menschliche Erkenntnis (Die Wissenschaft, 112). 8<sup>o</sup> (VII u. 104 S., 8 Abb.) Braunschweig 1958, Vieweg. 9.40 DM. — Den Kern dieser Sammlung verschiedener Vorträge und Aufsätze bildet zweifellos der Bericht über die Diskussionen zwischen B. und Einstein, wie sie sich in den Jahren nach 1926 an die Ausarbeitung der „Kopenhagener Interpretation“ der Quantenphysik anschlossen. Wohl selten tritt das eigentlich Neuartige der quantenphysikalischen Naturbeschreibung so deutlich hervor wie im Spiegel dieser Kritik, die Einstein, ausgehend von der „klassischen“ Auffassung der Naturwissenschaft, an der Konzeption B.s und Heisenbergs zu üben versuchte. Die anderen Vorträge münden zumeist in die Frage, ob die neuartige erkenntnistheoretische Einstellung der Quantenphysik nicht vielleicht auch für andere Gebiete der menschlichen Erkenntnis fruchtbar sein könnte. Wir können ja z. B. in der Biologie den Organismus nicht physikalisch-chemisch untersuchen, ohne gerade durch diese Untersuchung das eigentlich Lebendige am organismischen Geschehen zu zerstören, und wir können etwa in der Psychologie nicht auf unsere Gefühle reflektieren, ohne durch eben diese Reflexion die Affekte weitgehend zum Verschwinden zu bringen. Ist das nicht vielleicht eine Analogie zu der Situation in der Quantenphysik, in der das reale Verhalten der physikalischen Objekte grundsätzlich von den Kenntnismöglichkeiten des Beobachters, von der Wahl zwischen mehreren sich gegenseitig ausschließenden Versuchsanordnungen abhängt?

B ü c h e l

Hund, F., Die Begreifbarkeit der Natur: Naturwissenschaften 44 (1957) 460 bis 463. — Die Frage, wie Naturwissenschaft möglich sei, hat seit Kant bei der transzendentalen Deduktion der Möglichkeitsbedingungen menschlicher Erkenntnis eine wesentliche Rolle gespielt. Hier macht ein Physiker auf einige Bedingungen der physikalischen Naturerkenntnis aufmerksam, die für den faktischen Vollzug der physikalischen Erkenntnis von gewiß gleicher Bedeutsamkeit sind wie die gewöhnlich angeführten Momente. Es ist vor allem die Existenz sog. „einfacher“ Naturdinge, d. h. solcher Systeme, bei denen der Einfluß einiger weniger Faktoren quantitativ

so stark überwiegt, daß der Einfluß der anderen Faktoren zunächst vernachlässigt und später als „Störung“ in Rechnung gestellt werden kann. Hierher gehört z. B. die Kleinheit der Planetenmassen gegenüber der Sonnenmasse, der Elektronenmasse gegenüber der Nukleonenmasse, der Ausdehnung des Atomkerns gegenüber der Atomhülle, ebenso die Tatsache, daß über kosmische Entfernungen hinweg „praktisch“ nur Gravitationskräfte wirksam sind (wegen der gegenseitigen Abschirmung ungleichnamiger elektrischer Ladungen) und daß in der Elektronenhülle „praktisch“ nur elektrische Kräfte maßgeblich sind (wegen der kurzen Reichweite der Kernkräfte). Nur die Erprobung unserer Theorien an solchen einfachen Fällen gibt uns das Vertrauen, daß auch in den nicht mehr genau durchrechnbaren und nachprüfbar komplexeren Fällen unsere Theorien „grundsätzlich“ richtig sind, und wo keine solche einfachen Fälle als Direktiven der Theorien vorhanden sind — z. B. in der Theorie des Kernaufbaus oder der Elementarteilchen —, kommt die physikalische Erkenntnis nur äußerst schwierig über das Sammeln von Tatsachen hinaus. Als Züge der Natur, die vielleicht nicht rational abgeleitet, sondern nur „historisch“ begriffen werden können und die doch das Gesamtbild der Natur fundamental prägen, führt H. gewisse Asymmetrien an: die große Abweichung des tatsächlichen Weltzustands vom Zustand des thermodynamischen Gleichgewichts, die allein vegetatives Leben und „Signalfortpflanzung“, also Sinneswahrnehmung, möglich macht, und das überwältigende Überwiegen positiver Protonen und negativer Elektronen (gegenüber den gleichfalls möglichen negativen Protonen und positiven Elektronen). Auch die in der Nichterhaltung der Parität zum Ausdruck kommende Rechts-links-Asymmetrie wäre vielleicht hierhin zu rechnen. — Diese Antrittsvorlesung bei der Übernahme des Göttinger Lehrstuhls für theoretische Physik will natürlich keine philosophisch-transzendente Untersuchung darstellen; aber als Ergänzung zu solchen Untersuchungen ist sie zumindest sehr interessant.

Büchel

*Il tempo. Scritti di E. Castelli, V. Jankélévitch, E. Paci, R. Lazzarini, G. Bergmann, Ch. Perelman, L. Olbrechts-Tyteca, S. Ceccato, A. Gianquinto, V. Mathieu, P. Chiodi, A. Mercier, M. Salzmann, R. Giorgi.* 8<sup>o</sup> (249 S.) Padova 1958, Cedam. 2000.— L. — *Tempo e eternità. Scritti di F. Alquié, F. Cadin, J. Eymard, A. Galimberti, V. Jankélévitch, R. Lazzarini, E. Przywara, A. Silva Tarouca, X. Tilliette.* 8<sup>o</sup> (200 S.) Padova 1959, Cedam 1600.— L. — Beides: Archivio di filosofia. — „Für manche mag diese Sammlung von Aufsätzen eine Gelegenheit sein, Zeit zu verlieren, für andere, Zeit zu finden...“, bemerkt launig der Herausgeber zum 1. Band. Es sind Ausschnitte aus dem alten und immer neuen Problem, was hier — jedem zur Auswahl — vorgelegt wird. Kann man Geschehenes ungeschehen machen oder wenigstens durch Reue und Wiedergutmachung tilgen? Die Antwort gibt V. Jankélévitch in einem hier abgedruckten Abschnitt „La purification et le temps“ aus seinem Werk „Le Pur et l'Impur“. E. Paci spricht über Zeit und Wahrnehmung. Besondere Beachtung verdient R. Lazzarinis Aufsatz, der in sorgfältiger Analyse die irgendwie außer und über der Zeit stehende Entscheidung von der phänomenologischen Zeit abhebt. Aus dem Kreis des logischen Positivismus stammen die Reflections on time von G. Bergmann; in stellenweise formalisierter Sprache werden Fragen beantwortet, wie etwa: Gibt es eine Zeit ohne Individuen? Existieren die Momente? Wie erkennen wir die Vergangenheit? Mancher Philosoph wird über die „Temporalité comme caractère de l'argumentation“ von Ch. Perelman und L. Olbrechts-Tyteca stolpern; doch ist hier nicht die logische „demonstration“, sondern die rhetorische Beweisführung gemeint, die Kunst, einen Zuhörer von einer Sache zu überzeugen; hier spielt die zeitliche Anordnung der Gedanken eine große Rolle. S. Ceccato macht als Kybernetiker den interessanten und für den Philosophen lehrreichen Versuch, Raum und Zeit in beobachtbare Modelle zu übersetzen; seine nüchterne Analyse zwingt dazu, den Kern der Sache und das bildliche Beiwerk zu scheiden. Eine Auseinandersetzung mit Kants transzendentaler Ästhetik darf natürlich nicht fehlen; sie stammt von A. Gianquinto. Es folgen zwei historische Arbeiten: Zeit, Gedächtnis, Ewigkeit bei Bergson und Proust (V. Mathieu) und über Zeit und Sein in den letzten Werken von Heidegger (P. Chiodi). Auch die theoretische Physik liefert ihren Beitrag: A. Mercier schreibt über die Zeit und die Relativität der Kategorien. Den Abschluß des 1. Bandes bildet ein Überblick über

die Zeitproblematik in der Gegenwartsliteratur von M. Salzmann und eine Notiz über Zeit und Kunstwerk von R. Giorgi. — Den 2., mehr der theologischen Seite des Zeitproblems gewidmeten Band eröffnet R. Lazzarini mit einer ansprechenden Analyse eschatologischer Begriffe: Tod, Unsterblichkeit, Ewigkeit. Die glückliche Ewigkeit ist das Einmalige, ohne jedes Nacheinander, besser noch, das Schlecht-hinnige, das überhaupt kein „Mal“ kennt; die erste Sünde trägt den Fluch des „Zweitmaligen“, der Aferinitative in die Schöpfung herein: sie wollte es machen „wie Gott“. E. Przywara handelt über Raum, Zeit, Ewigkeit; er geht von der sprachlichen Urbedeutung von Raum und Zeit aus, führt über das „Hodie“ der Liturgie und das „Nunc“ bei Thomas zum kosmischen πάντα ἐν πάσιν und dem καιρός der Offenbarung. (Besondere Anerkennung gebührt A. Plebe, der den Aufsatz ins Italienische übersetzte!) Den umfangreichsten Beitrag schrieb F. Cadin: Dalla temporalità alla spazialità pura: l'eternità; Spinoza, Kant, Hegel, Heidegger begegnen uns hier auf der Suche nach der Existenz der „Ewigkeit“. Die eigentliche Tragödie einer Meta-physik der Zeit ohne Gott wird darin sichtbar, daß sie den konkreten Augenblick seines tiefen Sinnes entkleidet; und gerade der Gegenwartsaugenblick müßte der Größe und Weite des Menschengestes entsprechen: das ist der ernste Schluß, zu dem A. Silva Tarouca (L'instant de l'esprit) kommt. Recht lesenswert sind die „Appunti sul mito del tempo“ von A. Galimberti; es geht da um Reversibilität, Raum-Zeit-Einheit, um Zeitgedanken bei Augustinus, Bergson, Heidegger. J. Eymard d'Angers vergleicht Zeit und Ewigkeit bei Bérulle und Pascal; zwei recht verschiedene Typen: der eine ist Mystiker und versenkt sich in die ewigen Pläne des dreifaltigen Gottes, der andere betrachtet den Menschen und seine Geschichte. X. Tilliette S. J. verfolgt die Idee der Ewigkeit bei Schelling. Sie ist nicht so zentral wie andere Grundbegriffe der Philosophie, doch eignet sich gerade sie als Leitfaden, um die Entwicklung Schellings zu studieren. In geradezu mystischer Schau sieht Schelling in der Natur das Ewige, die Physik ist ihm die Wissenschaft vom Ewigen; vor allem die Spätphilosophie ist reich an Analysen über die Zeit, wie T. in fleißiger Arbeit nachweist.

P o h l

Wehrlé, Ph., L'univers aléatoire. Préface de F. Gonseth (Bibliothèque scientifique, 29). 8° (459 S.) Neuchâtel (1957), Ed. du Griffon. 38.— sfr. — Seit 25 Jahren hat sich W. mit seinem Freund G. Dedebant mit den Ideen beschäftigt, die sich schließlich zum „Weltbild aléatoire“ verdichteten. W. ist eigentlich Meteorologe, also zunächst einem Makrokosmos zugewandt, der nicht auf letztbestimmte Einheiten eines Mikrokosmos zurückgeführt werden kann, sondern für uns stets nur durch voneinander abhängige Wahrscheinlichkeiten und Mittelwerte erfassbar ist. Mit dieser Denkhaltung ging nun W. an die Schwierigkeiten heran, die in der neueren Physik im Anschluß an die Quantentheorie sich ergeben und bis heute keine einheitliche Lösung gefunden haben; Kopenhagener und Pariser Schule stehen sich gegenüber. Die Wurzeln dieser Ungereimtheiten liegen in den Grundbegriffen: man rechnet mit eindeutig bestimmten Raum-Zeit-Größen, schreibt aber den physikalischen Gebilden Unbestimmtheit zu. Also eine Mischung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit, gegen die sich schon Einstein immer gewehrt hat. Aus ihr folgen die Nicht-Vertauschbarkeit, die Komplementarität und ähnliche „Pseudomysterien“. Die Schwierigkeiten verschwinden, wenn man die Methoden der Meteorologie, dieser so links liegen gebliebenen und als rückständig betrachteten Wissenschaft, auf die neue Mechanik überträgt: die Unbestimmtheit muß schon in die Grundlagen eingeführt werden, auch Raum und Zeit müssen „aleatorisch“ gefaßt werden. Wie Einstein durch die Relativierung von Raum und Zeit die ad hoc erfundene Lorentz-Kontraktion überflüssig gemacht hat, so werden durch deren „Aleatorisierung“ die willkürlichen Hypothesen und Widersprüche, die sich in die theoretische Physik eingeschlichen haben, beseitigt. Das ist der Kerngedanke. W. hat ihn recht sorgfältig ausgearbeitet. Sein Werk ist in fünf Bücher geteilt. Das 1., philosophisch gehaltene Buch zeigt die Notwendigkeit eines einheitlichen Weltbildes; Teilsichten kann es mehrere nebeneinander geben, aber umfassende Gesamtsicht nur eine. Das 2. Buch verfolgt den geschichtlichen Gang der modernen Physik, ihre Wege und Abwege; die Kritik an dieser Entwicklung ist zugleich eine „preuve historique du Weltbild aléatoire“. Das 3. Buch behandelt die Quelle, aus der der Verf. geschöpft hat: die

Atmosphäre mit ihren Gesetzen. Die Anwendung bringt das zentrale 4. Buch. Hier wird auf zwei Wegen das Univers aléatoire aufgebaut: synthetisch durch vollständige Geometrisierung der Physik mittels aleatorischer Raum-Zeit, analytisch durch stufenweisen Abbau der Wirklichkeit bis zum aleatorischen Elementarteilchen. Beiden Wegen ist, wie das wiederum philosophische 5. Buch eigens heraushebt, ein dialektischer Prozeß gemeinsam: Ausgang ist das bisherige Weltbild, dieses wird verallgemeinert, dann folgt Besonderung durch Zusatzbedingungen. Das ist die richtige Dialektik, nicht die von Hegel und Marx; W. sieht darin einen praktischen Erfolg seiner Theorie, einen Beitrag zur Überwindung des dialektischen Materialismus. In den 50 Seiten „Annexes“ werden einzelne Probleme im Sinn des neuen Weltbildes durchgerechnet; so ergibt sich z. B. die Quantelung des Atoms von Bohr ohne Zusatzannahmen von „verbotenen“ Bahnen, das Pauli-Prinzip wird zur selbstverständlichen Folgerung usw. Die volle „Übersetzung“ der physikalischen Theorien in aleatorische Physik steht freilich noch aus; W. hat die Grundsätze angegeben und die Durchführung skizziert. Ein abschließendes Urteil wird man vom Ref. nicht erwarten, zumal auch F. Gonseth in einem längeren Vorwort zwar die methodische Seite des Werkes lobend anerkennt, jedoch keine unbedingte Gutheißung des Inhaltes wagt. Doch sprechen die Anzeichen dafür, daß sich der „Einbruch“ der Meteorologie in die Wirrnisse der theoretischen Physik sicher befruchtend, vielleicht sogar revolutionierend auswirken wird.

Pohl

Sexton, W. A., Chemische Konstitution und biologische Wirkung. Deutsche Übersetzung v. F. Hölscher und G. Hübscher. 8<sup>o</sup> (439 S., 12 Abb., 53 Tab.) Weinheim/Bergstr. 1958, Verl. Chemie. 29.60 DM. — Im Geleitwort zu diesem aus dem Englischen („Chemical Constitution and Biological Activity“, 2. Aufl., 1952) übersetzten Werk sagt A. R. Todd, daß die Beziehung zwischen der chemischen Konstitution einer Substanz und ihrer Wirkung auf die lebende Zelle seit Generationen wie ein Magnet das Interesse der Chemiker und Biologen angezogen hat. Es wäre hinzuzufügen, daß auch die Naturphilosophie an dieser Beziehung bzw. ihrer Klärung ein lebendiges Interesse hat. Eine Philosophie des Lebendigen läßt sich nicht sachgerecht betreiben ohne die Kenntnis der physiko-chemischen Grundlagen der Lebensprozesse. — In der Einführung zu seinem Werk gibt der Verf. einen Abriss der historischen Entwicklung und eine Darstellung der zur Zeit vorliegenden Theorien, um damit eine Grundlage für das Verständnis der folgenden Kapitel zu schaffen. Die „biologische Wirkung“ wird definiert als „das Endergebnis einer Reihe gekoppelter chemischer Reaktionen oder als die der Beobachtung zugängliche Beeinflussung eines in einem äußerst empfindlichen Gleichgewicht stehenden Systems voneinander abhängiger chemischer und physikalischer Vorgänge“ (1). Es handelt sich dabei vorwiegend um Reaktionen, die von der Wirkung makromolekularer Katalysatoren (z. B. Enzyme) abhängig sind. Deshalb ist die Untersuchung isolierter Enzyme eine grundlegende Methode zum Studium des chemischen Verhaltens lebender Systeme. Die einfachsten Multi-Enzymsysteme findet man bei den niedersten Mikroorganismen. Die Deutung biologischer Vorgänge mit Hilfe chemischer Begriffe wird jedoch ungeheuer schwierig, wenn wir von den niedersten Lebewesen zu den außerordentlich komplizierten Vielzellern übergehen, da hier kontrollierende Systeme wie das Nervensystem und die Drüsen mit innerer Sekretion in enger Beziehung zum Stoffwechsel stehen. Schon in der ältesten Medizin wurden organische Substanzen benutzt, um in Lebensvorgänge einzugreifen. Die Geschichte synthetischer organischer Arzneimittel beginnt jedoch erst mit dem 19. Jahrhundert, besonders durch die Bemühungen um Anästhetica, Hypnotica und gelegentlich auch Analgetica. Dann folgt die große Periode Ehrlichs. Den nächsten Zeitschnitt nennt der Verf. die „Prärsulfonamid-Periode“. Sie ist methodisch charakterisiert durch die Entwicklung der Mikromethoden. Von grundlegender Bedeutung sind die Strukturmodelle der Makromolekeln, besonders die der Proteine, geworden, denn es gibt keine biochemische Wirkung, an der nicht in der einen oder anderen Reaktionsstufe Proteine beteiligt sind. Sie sind auch die Grundlage der Enzyme, der universellen Katalysatoren der Lebensvorgänge, und in Verbindung mit Nucleinsäuren (und wahrscheinlich auch Polysacchariden) sind sie wesentliche Substanz der lebendigen Vermehrung. Eine der wesentlichsten Erkenntnisse ist m. E. aber die, daß die Eigen-

schaften der Molekel im wesentlichen durch die räumliche Anordnung bestimmt werden. Der Verf. weist mit Recht darauf hin, daß das physikalische Bild einer Proteinmolekel eine starre Konfiguration wiedergibt und deshalb noch mit dem dynamischen Zustand des ständigen Auf- und Abbaues in Einklang zu bringen ist. Heute ziehen die dynamischen Prozesse lebender Organismen in zunehmendem Maße das Interesse der Chemiker auf sich. S. hat selbst eine Hypothese aufgestellt, die auf zwei Postulaten gründet: 1. Die biologische Wirkung beruht auf der Bindung einer gegebenen Substanz an einen oder mehrere Zellbestandteile. Diese Bindung ist für die Aufrechterhaltung des normalen Gleichgewichts der dynamischen chemischen Vorgänge verantwortlich. 2. Entsprechend den physikalisch-chemischen Eigenschaften der Molekel kann man diese Verbindung verändern oder den Weg der Molekel zum Ort der Wirkung beeinflussen. Der weitreichende Wissensstoff wird dann in zwei Hauptteilen dargestellt: Im 1. Teil werden in fünf Kapiteln allgemeinere Probleme über Makromolekeln, über den Antagonismus von Stoffwechselprodukten, über einige physiko-chemische Fragen, über die Veränderung von Arzneimitteln durch lebende Organismen und schließlich über den Einfluß spezifischer chemischer Gruppen behandelt. Im 2. Teil werden in 16 Kapiteln Einzelstoffe besprochen (z. B. Nicotinamid, Riboflavin, Aneurin, p-Aminobenzoesäure und Sulfonamide, Pyrimidine usw.), dann das Verhältnis von Symbiose, Parasitismus und Antibiotica diskutiert; es folgen Betrachtungen über die biologische Wirkung der Hormone, über verschiedene bakterizide und fungizide Verbindungen, über wirksame Mittel gegen Protozoen, über Insektizide und Anthelmintica. Den Abschluß des Werkes bilden die Kapitel über Krebs, über Substanzen, die das Wachstum von Pflanzen regulieren, und über Antigene und Antikörper. — Das Werk hat in den bisher erfolgten Besprechungen einige Kritik erfahren. So verweist E. Vincke (Hamburg) darauf, daß die Literatur nur bis 1952 reicht und daß damit manche Theorien inzwischen veraltet sind und Angaben über verschiedene Stoffe als überholt gelten müssen (vgl. Naturwissenschaftl. Rundschau, Dez. 1958, 479). Ferner wird eine Behandlung der Lipide vermißt und ebenso eine ausführlichere Besprechung der stereochemisch bedingten Differenzen sowie eine tiefergehende Beschreibung der Phänomene der Zellpermeabilität, die auf kaum einer Seite (71) erledigt wird. Die Literaturlauswahl berücksichtigt vorwiegend anglo-amerikanische Literatur, so daß etwa der Name eines international bekannten Forschers wie Domagk fehlt. Bei der Erwähnung der Entdeckung der Auxine werden die Arbeiten Kögls nicht genannt. — Trotzdem ist das Buch als Zusammenfassung eines schwierigen, heute in dauerndem Fluß befindlichen Gebietes zu begrüßen.

Haas

Zimmermann, W., Die Phylogenie der Pflanzen. 2., völlig neu bearbeitete Aufl. 8° (777 S.) Stuttgart 1959, Fischer. 118.— DM. — In einer Besprechung (Naturw. Rundschau, 1960, 74) des hier angezeigten Werkes gibt der bekannte Paläobotaniker K. Mägdefrau (München) folgendes abschließende Urteil: „Für den Fachmann jedoch, der sich über bestimmte Tatsachen und Fragen orientieren möchte, stellt Z.s. Phylogenie ein Standardwerk dar, dem auch im fremdsprachigen Schrifttum nichts Ähnliches zur Seite gestellt werden kann.“ Jeder Biologe, der dieses mit 331 zum Teil bisher unveröffentlichten Abbildungen prachtvoll ausgestattete Werk zur Hand nimmt, kann dieses Urteil nur bestätigen. Für den Naturphilosophen, der sich mit dem Problem der Evolution der Organismen beschäftigt, ist es für manche Einzelfragen das lange vermißte zusammenfassende Werk über die Phylogenie der Pflanzen. Es ist dem Naturphilosophen ja heute im allgemeinen nicht mehr möglich, für Einzelfragen die außerordentlich spezialisierte Fachliteratur völlig zu bewältigen. Deshalb muß er es um so mehr begrüßen, wenn eine wirklich umfassende Zusammenfassung von berufener Hand dargeboten wird. Schließlich verdient nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die verlegerische Leistung unsere uneingeschränkte Anerkennung und Bewunderung. — Das Ziel, das sich der Verf. für die 2. Aufl. gesetzt hat, ist das gleiche geblieben wie in der ersten, nämlich „die Phylogenie der Pflanzen wirklichkeitstreu zu schildern sowie Probleme und offene Fragen darzustellen“ (Vorwort). Das Schwergewicht liegt hierbei auf der Merkmalsphylogenie, als dem gesichertesten Zweig der stammesgeschichtlichen Forschung. Z. hat in der Neuauflage auch den hologenetischen Gesichtspunkt viel strenger durchgeführt als

früher: „Die Organe wandeln sich ja nicht als ontogenetisch fertige Gebilde unmittelbar ineinander, sondern die phylogenetischen Wandlungen vollziehen sich über den Umweg des Erbwandels und der davon gelenkten ontogenetischen Entwicklung. Diese hologenetische Betrachtungsweise verändert nicht nur äußerlich, sondern auch inhaltlich sehr stark die Darlegungen der Phylogenie“ (Vorwort). Als Beispiel kann vor allem die Holzphylogenie (110 ff.) genannt werden. — In der Einleitung gibt Z. eine Geschichte der phylogenetischen Forschung an Pflanzen und bespricht Aufgaben und Methodik der Phylogenetik. Hier bietet der Verf. einen kurzen Überblick über seine früheren Werke, besonders „Evolution“ (1953) und „Methoden der Phylogenetik“ (1954). Ich möchte allerdings bezweifeln, daß es ganz richtig ist, die idealistische Morphologie als „irrationale Wissenschaft“ (11) zu bezeichnen. Die idealistische Morphologie sucht ein Problem zu bewältigen, das auf rein kausal-analytische Weise nicht völlig gelöst werden kann, nämlich das Problem der Form. Wie mir scheint, gehen die Morphologen dieser Richtung bei der Lösung dieses Problems durchaus nicht irrational voran, denn sie suchen in oft mühsamen Vergleichen Grundverhältnisse und Gesetzmäßigkeiten herauszustellen und dann als Prinzipien zu definieren. Einen beachtlichen Teil solcher Grundeinsichten hat bereits Goethe treffend formuliert. Vielleicht ist der Gegensatz zwischen idealistischer Morphologie und kausal-analytischer Methode doch nicht so scharf zu sehen und eine echte Synthese aus beiden Methoden das Erstrebenswerte. — Der 1. Hauptteil des Werkes bringt in ausführlicher und umfassender Weise den Ablauf der Phylogenie der Pflanzen: beginnend mit den Probiota, über Akaryobionta, zu dem Reich der Karyobionta (thallöse und kormöse Gewächse). Der 2. Hauptteil behandelt die Florengeschichte, beginnend mit der Fadenalgenzeit, über die Pteridophyten- und Gymnospermenzeit zur Angiospermenzeit. — Für den Naturphilosophen interessant ist das umfangreiche Schlußwort, in dem Z. wiederum Fragen von allgemeiner und grundsätzlicher Bedeutung aufgreift. Zuerst hebt der Verf. die Gesetzmäßigkeit der fortschreitenden Differenzierung hervor. So beobachten wir, um nur ein Beispiel zu nennen, eine fortschreitende Differenzierung von der „Einheitszelle“ zu den über 70 leicht unterscheidbaren Zellsorten bei den Angiospermen. Z. meint aber, daß man diese Differenzierungs-Fortschritte nicht mit Werturteilen („höher“, „vollkommener“) belegen dürfe. Anschließend bespricht er die Frage der Korrelation und Kompensation in der Phylogenie und meint, daß für eine Allgemeingültigkeit dieser Prinzipien noch ausreichende Untersuchungen fehlen. Auch das umstrittene Problem des Verhältnisses von Ontogenie und Phylogenie greift er noch einmal auf und versucht vor allem die Fragestellung zu klären. Schließlich nimmt der Verf. noch zu den Ursachenzusammenhängen der Evolution Stellung. Folgende Phasen spielen bei der Beantwortung dieser Frage eine Rolle: die Phasen der Mutation, der Erbübertragung, des Sexualaktes, der Phänogenie, der Auslese und der Artgrenzbildung. Daß der Gesamtentwicklung der Pflanzen ein „Sinn“ zukomme, glaubt Z. verneinen zu müssen. Daß er zu diesem Urteil kommt, ist leicht verständlich, denn die Sinnfrage überschreitet den Zuständigkeitsbereich einer botanischen Spezialdisziplin. Der Verf. hätte aber auf diesen Zusammenhang hinweisen können.

H a s

Troll, W., Allgemeine Botanik. Ein Lehrbuch auf vergleichend-biologischer Grundlage. 3., verbesserte und vermehrte Aufl. 8<sup>o</sup> (XVI u. 927 S., 927 Abb.) Stuttgart 1959, Enke. 73.— DM; geb. 77.— DM. — Die 1. Aufl. dieses Werkes ist 1949 erschienen. Wenn ein wissenschaftliches Werk von dem Umfang der Trollschen Botanik in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 10 Jahren drei Auflagen erlebt, dann ist das ein untrügliches Zeichen sowohl für die Güte wie für die Notwendigkeit eines solchen Buches. Schon das Motto, das T. der 1. Aufl. vorangestellt hat, gibt den auszeichnenden Charakter dieses Werkes wieder: „Es ist eine unerlässliche Anforderung an den akademischen Lehrer, daß er die Idee in vollkommener Klarheit und als Idee erfaßt habe, und den besonderen Lehrzweig, den er etwa vorträgt, in der Idee erfaßt habe, und aus ihr verstehe, was dieser Lehrzweig eigentlich sei“ (J. G. Fichte). Das Werk ist von zwei Grundprinzipien beherrscht, die es in ihrer konsequenten Durchführung zum derzeit besten Orientierungsmittel gerade für den Naturphilosophen machen; denn die Tatsachen sind schon in einer solchen Aufschlüsselung und Bearbeitung dargeboten, daß sie die naturphilosophische Deutung

geradezu herausfordern. Die beiden Prinzipien sind: 1. Der Ganzheitsgedanke. Der Verf. legt den größten Wert darauf, eine lebendige Anschauung von der Gesamtgestalt der Pflanze zu vermitteln. Gerade dem Anfänger und dem Nichtbotaniker bereitet es oft große Schwierigkeiten, den Pflanzenkörper als Ganzes von charakteristischer Organisation zu begreifen. Bei der zunehmenden Spezialisierung hängt ferner die richtige Beurteilung der Einzelheiten ganz davon ab, daß sie nicht als isolierte Fakta, sondern im Zusammenhang mit der organischen Einheit betrachtet werden, der sie als Bauglieder oder funktionale Elemente angehören. Dieser Gesichtspunkt führt auch zur Einteilung des Werkes: Die Morphologie ist vorangestellt, es folgen Anatomie und Physiologie, und den Abschluß bildet die Fortpflanzung. Bei der Darstellung dieser Gebiete ist der Verf. mit außerordentlichem didaktischem Geschick vorgegangen. So beschränkt er sich z. B. bei der Morphologie im wesentlichen auf die höheren Pflanzen, die ja dem Leser im allgemeinen schon aus der alltäglichen Anschauung bekannt sind. Die niederen Pflanzen, deren Verständnis cytologische Kenntnisse voraussetzt, werden erst im anatomischen Teil behandelt. — 2. Der vergleichend-biologische Gesichtspunkt. Die konsequente Durchführung dieses Prinzips verleiht dem Werk eine eindrucksvolle Geschlossenheit. „Nichts läßt die Eigenart des pflanzlichen Verhaltens, aber auch die den Pflanzen und Tieren gemeinsamen Merkmale deutlicher hervortreten als solche vergleichend-konfrontierende Behandlung“ (VI). Nicht nur Morphologie und Anatomie, sondern auch das schwierige Kapitel der Fortpflanzungserscheinungen ist so zu einer geschlossenen Darstellung geformt worden, wie sie lehrbuchmäßig wohl zum erstenmal vorliegt. Gegenüber der 1. Aufl. ist noch hervorzuheben, daß T. die Symmetriehlehre im morphologischen Teil erheblich ausgebaut und damit Fragen bearbeitet hat, die auf biologischem Gebiet in ihrer fundamentalen Bedeutung auch heute noch weithin verkannt werden. So haben wir in dem Werk nicht nur das zur Zeit beste Lehrbuch der Allgemeinen Botanik vor uns, sondern zugleich auch ein Handbuch für den Naturphilosophen, der hier die botanischen Tatsachen in der gründlichsten Aufschlüsselung für philosophische Deutung vorfindet.

H a a s

Müller, A. H., Lehrbuch der Paläozoologie. Bd. II: Invertebraten, Teil 1: Protozoa — Mollusca 1. gr. 8<sup>o</sup> (XV u. 566 S., 652 Abb.) Jena 1958, Fischer. 74.— DM. — Das großangelegte Lehrbuch der Paläozoologie, dessen 1. Band 1957 erschien, hat inzwischen seine Fortsetzung erfahren. Der 2. Band behandelt nach einem einführenden Kap. über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Tierstämme jene Gruppen, die von den Protozoa bis zu den Lamellibranchiata (einschließlich) reichen. Auch dieser Band ist wissenschaftlich wie verlegerisch eine hervorragende Leistung und füllt eine empfindliche Lücke im deutschen wissenschaftlichen Schrifttum aus, in dem bisher eine so gründliche Bearbeitung eines riesigen Tatsachenmaterials fehlte. Für den Naturphilosophen ist besonders das Einleitungskapitel interessant, in welchem der Verf. hervorhebt, daß trotz der Fülle des inzwischen erforschten Materials noch wesentliche Unsicherheiten vorhanden sind, die vor allem die zwischen den einzelnen Stämmen und ihren Abzweigungen verbindenden Glieder betreffen, „so daß der Versuch, die Verwandtschaften der Tierstämme und ihrer wichtigsten Gruppen darzustellen, immer einen mehr oder weniger hypothetischen Grundcharakter tragen wird“. Der Verf. lehnt zur Deutung der verwandtschaftlichen Beziehungen die Gastraea-Theorie Haeckels ab und stützt sich auf die den Tatsachen mehr entsprechende Theorie von J. Hadzi, wonach die Abzweigung der Coelenteraten von acoelen Turbellarien erfolgte, die wiederum auf Ciliaten zurückführt. Wer das ausgezeichnete Werk einmal in Händen hatte, kann nur den Wunsch haben, daß diese umfassende Paläozoologie bald vollständig vorliegen möge.

H a a s

v. Huene, F. R., Paläontologie und Phylogenie der Niederen Tetrapoden. Nachträge und Ergänzungen. gr. 8<sup>o</sup> (58 S.) Jena 1959, Fischer. 6.20 DM. — Das Werk H.s. zu dem dieses Ergänzungsheft gehört, haben wir Schol 32 (1957) 131 f. besprochen. Es handelt sich in diesem Heft im wesentlichen um Nachträge der inzwischen fast 300 neuen Gattungen, um Einfügung der Jahreszahlen der Errichtung aller Gattungen und um weitere kleinere Ergänzungen. So steht das fundamentale Werk wieder auf der Höhe der Zeit.

H a a s

v. Eickstedt, E., *Die Forschung am Menschen*. 16 Lief. 4<sup>o</sup> (S. 1969—2192) Stuttgart 1959, Enke. 39.— DM. — Die neue Lieferung beschließt das wichtige Kapitel über den „Aufbau der Persönlichkeit“. Zuerst werden Wollen, Fühlen und Gedächtnis im Gesamtaufbau der Persönlichkeit analysiert, sodann werden die kortikalen Wirksphären, das Denken, das Wesen der hominiden Spitzenkortikalität, die Willensfreiheit und die Rolle der Geistgefühle besprochen. Kurz geht der Verf. auch auf das Wesen der Sprache ein und stellt besonders ihre Sozialfunktion heraus. Schließlich lenkt er das Augenmerk noch auf den Geist und das Unbewußte, auf Schlaf und Traum, auf Paraphänomene als „Fugungsstörungen“. Den Abschluß dieses Kap. bilden Fragen über den Charakter und seinen Ausdruck, über Mimik, Gestik und Phonetik; es folgt eine Zusammenfassung über den Aufbau der Persönlichkeit. Gerade hier kommt die atomar-kosmische Deutung des Verf. wieder klar zum Durchbruch. Persönlichkeit ist demnach „ein Kräftefeld und als Ganzheit in zweckbezogenes energetisches System, in das die Potentiale der vier psychoneurologischen Sphären eingehen“ (2113). Hiermit verbindet sich der Entwicklungsgedanke und führt zu einem atomar-kosmischen Evolutionismus, in dessen Licht der Aufbau der menschlichen Person gedeutet wird (2115—2117). — In der gleichen Lieferung beginnt der 3. Hauptabschnitt des Buches („Die typischen Manifestationen“), der eine vergleichende Gruppenpsychologie bringen will. In den Kapiteln über Stufenrelikte seelischen Werdens, über das Fühlverhalten der Landwirbeltiere, über Hochsäuger und Haustiere und schließlich über Sackgassen der Primaten wird das gewaltige Schrifttum der Tierpsychologie und vergleichenden Verhaltensforschung für die Zwecke einer Anthropologie ausgenützt. „Denn gerade aus seiner arthaften Entwicklung und seinen typischen Einpassungen werden erst Spezifikation und Durchschlagskraft des jeweiligen Leistungszusatzes im Hominiden überhaupt klar und heben sich als Eigenart wie Erfolg oder Gefahr um so deutlicher ab. Die Tierpsychologie ist also das natürliche Gegenstück und ein ‚Spiegel‘ der Menschenpsychologie, in dem diese ihr eigenes Bereich um so klarer erkennen kann“ (2120). H a a s

Schneider, R., *Seele und Sein. Ontologie bei Augustin und Aristoteles*. 8<sup>o</sup> (233 S.) Stuttgart 1957, Kohlhammer. 18.— DM. — Im Nachwort zu dieser letzten Arbeit des Verf. macht der Herausgeber, P. Meinhold, auf ein mögliches Desiderat aufmerksam: die stärkere Auseinandersetzung mit der übrigen Literatur zu den einzelnen psychologischen bzw. ontologischen Fragen, die in diesem Buche in großer Fülle angeschnitten und in 178 (zum Teil auffallend kurzen) Abschnitten behandelt werden. Das Werk (6. Bd. der Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte) zeichnet sich aus durch eine gründliche Kenntnis der Werke Augustins und des Stagiriten; es wird jedem, der sich mit den hier vorliegenden Problemen zu beschäftigen hat, gute Dienste tun. Mit voller Deutlichkeit kommt bei diesen Untersuchungen zum Vorschein, welche Bedeutung die aristotelische Ontologie für Augustinus gehabt hat. Die Arbeit beschränkt sich nach dem Plan des Verf. „auf den Bereich der anima, d. h. des Sensitiven und Vegetativen. In diesem Rahmen kann das Problem der Ontologie voll erörtert werden“ (7). Gegenüber dieser Einengung des Animabegriffes, die der Verf. selber zeitweilig sprengt, und auch gegenüber der Meinung, daß in diesem Rahmen das Seinsproblem adäquat behandelt werden kann, erheben sich gewisse Bedenken. So wird denn auch die Seinslehre, die hier vorgelegt wird, im wesentlichen auf die Ontologie des vegetativen Vermögens (2. Teil: 58 bis 110) und die Ontologie des sensitiven Vermögens (3. Teil: 111—233) beschränkt. In diesen Hauptteilen behandelt Sch. zunächst die allgemeinen Bestimmungen von Körper und Seele im vegetativen Bereich (53—80), sodann die speziellen Bestimmungen des vegetativen Vermögens (80—110), zu denen Ernährung, Wachstum, Erhaltung und Zeugung gehören. Im Sprachgebrauch des Aristoteles und der vom Verf. öfter herangezogenen Thomasinterpretation würde man vielleicht besser von einer Mehrzahl der vegetativen und auch der sensitiven Vermögen sprechen. — In den Mittelpunkt der ontologischen, genauer der finalontologischen Bedeutung des Sinnenlebens stellt der Verf. die Seinssetzung (129—139), auf die sowohl der Tastsinn (147—156) wie der innere Sinn (vgl. 160—184) eingestellt sind. Interessante Gedanken sind in der Analyse des „sentire se sentire“ (175) und den vorbereitenden Abschnitten enthalten. Gerade hier wäre ein Vergleich mit der eigentlichen Reflexion, die allerdings

dem Geiste vorbehalten ist und den sensitiven Bereich wesentlich transzendiert, fruchtbar gewesen sowohl für die psychologische wie auch für die ontologische Betrachtung. Unter diesem Gesichtspunkt sind aus dem letzten Abschnitt des Buches besonders die Untersuchungen bzw. die Ergebnisse der Untersuchungen über den Bildbegriff (185—192) und den Appetitus als Bewußtsein (213—220) zu nennen.  
G i l e n

P o o r t m a n n, J. J., *Ochêma. Geschiedenis en Zin van het hylich Pluralisme. II. Het hylich Pluralisme in het oosterse Denken.* 8<sup>o</sup> (169 S.) Assen 1958, Van Gorkum. 8.50 Fl. — In diesem 2. Bd. seiner mühevollen und dankenswerten Untersuchungen bearbeitet P. die Frage, wieweit sich indisches (17—134) und chinesisches Denken (134—154) mit dem Problem der Mehrartigkeit der Materie befaßt hat. Methodisch zieht er dafür weniger die Quellen als eine Reihe von Spezialuntersuchungen heran, die aber doch eine genügend zuverlässige Unterlage für seine Studien bieten. Für das Verständnis wird man sich zunächst den Sinn des Wortes Ochêma (in der neuplatonischen Philosophie das materielle, feinstoffliche Fahrzeug der nichtmateriellen Seele) und die möglichen metaphysischen Positionen gegenüber der Frage nach einer Mehr- oder Vielartigkeit der Materie ins Gedächtnis zurückrufen (13—17). Als Ergebnisse aus der klassischen Periode des indischen Denkens (47—63) und des Buddhismus (100—103 115—130) kann festgestellt werden: Jedenfalls haben die Inder sich mit den Problemen, die hier als Psychohylismus oder als hylischer Pluralismus bezeichnet werden, durchaus beschäftigt (63); sie postulieren verschiedene Arten von feinstofflichen Körpern. Der Buddhismus steht als Ganzes — neben einigen Abweichungen — nach Meinung des Verf. dem von ihm so genannten Gamma-Standpunkt am nächsten: Gott wird als Geist aufgefaßt, alles andere Sein als Materie von sehr verschiedenen Graden der Dichte bzw. einer mehr und mehr sich auflösenden Feinheit (130). — Positiv ist auch das Resultat der — wohl wegen fehlender Vorarbeiten — etwas kurz und summarisch dargestellten Gedankenbewegungen in der chinesischen Philosophie (134—154). Dem Buche ist eine englische Synopsis (155—163) und ein Sachverzeichnis beigegeben. G i l e n

v. S i e b e n t h a l, W., *Schuldgefühl und Schuld bei psychischen Erkrankungen. Ein Beitrag zur anthropologischen Begründung der Geisteskrankheiten.* 8<sup>o</sup> (292 S.) Zürich 1956, Rascher. 18.— DM. — Der Begriff der „existenziellen Schuld“ (nicht mit moralischer Schuld zu verwechseln, 49) ist grundlegend für dieses Werk. Auch das aus dieser Art von Schuld erwachsende Schuldgefühl kann nicht ohne weiteres mit dem moraltheologisch zu bewertenden Schuldgefühl gleichgesetzt werden; es kann nämlich nicht so leicht auf ein bestimmtes Vergehen bezogen werden. Zwei Kapitel des Buches sind in ausdrücklicher Thematik dem schwierigen Problem der existenziellen Schuld gewidmet, deren Beziehung zu Gewissen und Gewissensbissen und zu ethischer oder moraltheologischer Beurteilung vielleicht noch weiter zu verfolgen wäre: Der „Ort“ der existenziellen Schuld in der Daseinsstruktur (90—109), Der Wahn und die existenzielle Schuld (205—247). Die existenzielle Schuld kann als Seinsminderung (87) oder auch als verfehlte Selbstverwirklichung (71 u. ö.) bezeichnet werden. Für die Stellung des Verf. sind zwei Thesen entscheidend: 1. Die „Selbstverwirklichung geschieht nur im Stande des Pilgerseins in der inneren Richtung der Hoffnung“ (178; vgl. das ganze Kap.: Die Verwirklichung der Pilgerschaft, 158 bis 183); 2. Der existenziellen Schuld kommt eine zentrale Bedeutung zu für alle nicht-organischen psychiatrischen Erkrankungen, eine Meinung, die aus den Kreisen der Psychiater öfter angefochten worden ist und wohl noch weiterer Untersuchungen bedarf. Konsequenterweise wird vom Verf. die Psychose als eine kurzschlüssige Selbstverwirklichung aufgefaßt (248—287). Auch diese Theorie kann sinngemäß nicht auf die organisch bedingten Psychosen ausgeweitet werden. Auf Grund seiner reichen Erfahrungen, der hier vorgelegten anthropologischen Besinnung und einer religiösen Weltauffassung kommt der Verf. auch zu einer anderen Meinung über das Ziel der Psychotherapie (134—157). Dieses Ziel muß nicht notwendigerweise die Gesundheit in einem biologischen oder auch soziologischen Sinne sein und ist sicher nicht mit „Genußfähigkeit“ identisch zu setzen. Die im Bereiche der Psychotherapie anzustrebende „Gesundheit“ vollendet sich vielmehr in der Leidens- und Todesbereit-

schaft; sie wird so in die Nähe seelsorgerlicher Aufgaben gerückt (157). — Das Buch wird jedem, der sich für metaphysische Probleme der Medizin interessiert, Anregungen geben können. Es muß notwendig zu Rate gezogen werden bei kommenden Arbeiten zur Ethik, Psychologie oder Psychopathologie des Gewissens. Gilen

Engels, H., Eine spezielle Untersuchungsmethode mit dem Sceno-Test (von Staabs-Test) zur Erforschung der normalen kindlichen Persönlichkeit (Archiv für Psychologie der Arbeit und Bildung, 2). 8<sup>o</sup> (98 S.) Münster 1957, Aschendorff. 8.25 DM. — Der Sceno-Test wurde ursprünglich in der psychotherapeutischen Kinderpraxis entwickelt. Es stellte sich heraus, daß er neue Hinweise auf tiefenpsychologische Faktoren des Seelenlebens gab, die besonders bei kleineren Kindern nicht leicht aufzudecken sind. Die Verf. der vorliegenden Arbeit (zu der G. Clostermann ein Vorwort geschrieben hat; 3—16) hat versucht, den Test auch für die Erforschung der gesunden und normalen kindlichen Persönlichkeit fruchtbar zu machen. Die Untersuchung erstreckte sich auf 36 Kinder (80). Nach einem Ablauf von 6 bis 7 Jahren konnten 10 dieser Jugendlichen zu einer neuen und ausführlichen Exploration herangezogen werden. Über die Ergebnisse, die sich weitgehend mit den früheren Beobachtungen und Schlußfolgerungen decken, berichtet der Nachtrag (83 bis 96). Die Arbeit zeigt, daß der Staabs-Test auch für den Bereich des normalen kindlichen Seelenlebens mit Nutzen herangezogen werden kann. Man möchte wünschen, daß die Untersuchungen auf einer breiteren Basis wiederholt und evtl. weiter ausgebaut würden. Vermutlich würden die hier vorgelegten Ergebnisse im wesentlichen bestehen bleiben, es könnten aber neue Gesichtspunkte z. B. für die Frage nach den dynamischen Verhältnissen innerhalb des Charakteraufbaues (26, vgl. 78) gewonnen werden. Die Arbeit gibt eine empirisch erhärtete Antwort auf die Frage, ob das Verhalten der Kinder beim Sceno-Test Aufschlüsse über ihre seelische Eigenart bringt. Die Frage ist zu bejahen. Die Verf. hat vier typische Verhaltensweisen festgestellt (37—52), die sich auch bei der späteren Exploration der Hauptsache nach wieder aufweisen ließen: das sachlich-planende, das spielerische, das triebhaft-umtriebige und das gehemmte Verhalten. Der Strukturanalyse des Verhaltens (charakterliche und geistige Struktur des Verhaltens) ist der 3. Abschnitt gewidmet (52—77). Dabei untersucht die Verf. im besonderen die Denkformen, die Phantasietätigkeit und den Intelligenzgrad. Bis zu einer gewissen Altersstufe kann mit dem Sceno-Test die Fähigkeit ausgemacht werden, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Bei höheren Jahrgängen dagegen vermag der Test keine Aufschlüsse mehr über den Intelligenzgrad zu geben (75). Gilen

Künkel, H., Die Lebensalter. 8<sup>o</sup> (133 S.) Konstanz 1957, Bahn. 7.60 DM. — Der Verf. beabsichtigt nicht, in diesem Buche eine wissenschaftliche Untersuchung über die Lebensalter, ihre Entwicklung und ihre andere psychologische Problematik zu bieten, aus der heraus dann der „Weg zu bejahtem Leben“ zu beschreiben wäre. Er legt vielmehr eine Arbeitshypothese vor, die zunächst lebenskundlich und psychagogisch gemeint ist. Das Menschenleben kann seiner Ansicht nach in fünf Lebensalter gegliedert werden, die ihre je verschiedene Aufgabe für die Gestaltung der Persönlichkeit und die fruchtbare Einordnung in die somatischen, psychologischen und soziologischen Realitäten mit sich bringen: Jede dieser Perioden umfaßt etwa 14 Jahre (40); Die Kinderzeit (57—69), Die Jugendzeit (70—81), Die Zeit zwischen Dreißig und Vierzig (82—94), Die Lebensreife (95—115), Die Alterskrise (116 bis 122), Das Alter (123—133). Wieweit die hier vorgelegte Hypothese einer kritischen Überprüfung standhält, müßte genaueren Untersuchungen überlassen werden. Was an dem Buche wohlthuend berührt, ist die reife Menschenbeobachtung und die an ausgedehnter therapeutischer Praxis gewonnene Einsicht in die Schwierigkeiten und Möglichkeiten eines entfalteten und ganz durchgeführten Menschenlebens. Gilen

Snoeck, A., S. J., Beichte und Psychoanalyse. Mit einem Anhang von J. M. Hollenbach S. J. „Schuld und Neurose“. 8<sup>o</sup> (168 S.) Frankfurt 1958, Knecht. 7.80 DM. — Aus einem Vergleich bzw. einer Gegenüberstellung von Beichte und Tiefenpsychologie ergibt sich eine Reihe von Problemen, die in diesem Buche unter theologischen und psychologischen Gesichtspunkten für weitere Kreise erörtert werden. Voraus-

setzungsvoller und auch für eine streng wissenschaftliche Fragestellung anregend ist der Abschnitt, in dem der Verf. diese Unterschiede einer genaueren Analyse unterzieht (71—100). — Aus dem Anhang verdient der Abschnitt über das gegenseitige Verhältnis von seelischen und sittlichen Konflikten (157—164) besondere Beachtung. Gilen

#### 4. Ideen- und Literargeschichte der Scholastik

Delhaye, Ph., *La Philosophie Chrétienne au Moyen-Âge* (Je sais — je crois, I, 12), 8<sup>o</sup> (125 S.) Paris (1959), Fayard. 350.— Fr. — Echte kürzere Überblicks auch für einen nicht zu engen Leserkreis über die Scholastik und ihr Wollen sind sehr selten. Der vorliegende bietet schon durch den Verfasser die Gewähr dafür, daß eine wirkliche Einführung geboten wird. D. hat dafür den Weg gewählt, weniger einzelne Männer als Richtungen zu charakterisieren und in sie die Hauptpersonen hinzuzustellen. Das enthebt ihn der Angabe vieler Daten und Zahlen. Für diese verweist er den Leser in einer Bibliographie auf die besten Autoren, besonders natürlich des französischen Sprachgebietes. Dem Überblick geht noch eine mehr allgemeine Charakteristik voran über Boethius, Cassiodor, Isidor und Beda als die „Begründer“ des mittelalterlichen Gedankengutes. Ihnen schließt sich die karolingische Renaissance an. Mit Recht wird hier das Hören auf die Patristik als Wesensmerkmal herausgestellt. Aber die weiteren Darlegungen über die neuen Probleme aus dieser Zeit zeigen deutlich, daß das doch nur im weiteren Sinne und für einen bestimmten Personenkreis Geltung hat. Das Studium der artes liberales macht die Geister langsam offener für die Dialektik, wie Gottschalk, Ratramnus, Scotus Eriugena belegen: „Car Jean Scot n'est pas un isolé, comme on le croit trop souvent, en ne songeant qu'à la seconde partie de sa vie et de son oeuvre“ (52). Weit offener wird natürlich das 12. Jahrhundert, dessen Renaissance mit Recht D. aber bereits im 11. beginnen läßt. Als Grundrichtungen werden behandelt: die Logik (Abaelard), der Gebrauch der Dialektik in der Theologie (Anselm, Hugo von St. Viktor, Petrus Lombardus und, im Gegensatz dazu, Bernhard und Walter von St. Viktor), die Physik und Physis von Chartres, endlich die Moral und Ethik. Letzteres Kapitel ist zweifellos das am meisten gelungene und auch für den Forscher das modernste und lesenswerteste. Denn hier spricht D. auf eigenem Forschungsgebiet. Besonders der Gebrauch der heidnischen ethischen Schriften aus dem Studium der Freien Künste in der Grammatik und Rhetorik ist ausgezeichnet wiedergegeben. Der Aufbruch des Aristoteles wird im 4. Kap. behandelt. Gefallen wird hier in erster Linie die Darstellung des beginnenden Werdens bereits am Ende des 12. Jahrhunderts durch den Einfluß des frühen Avicenna und Averroës noch vor der Kenntnis des vollen Aristoteles. Für dessen Einführung in die Theologie und die verschiedene Stellung zu ihm sind als Typen auf der einen Seite Bonaventura, auf der anderen Thomas und Siger beigezogen. Der Gegenstoß in Duns Scotus und Wilhelm von Occam für einen stärkeren Voluntarismus und die Erneuerung des Platonismus durch Nikolaus von Cues schließt das wirklich gedankenreiche Werk, dessen Übertragung in andere Sprachen empfohlen werden kann. Weisweiler

Bütler, A., O. S. B., *Die Seinslehre des hl. Anselm von Canterbury*. 8<sup>o</sup> (112 S.) Dissertation, Freiburg (Schw.) 1959. — Über die Zentralfrage aller Ontologie, über das Sein nämlich, hat B. die Lehre des hl. Anselm auf Grund eines eingehenden Studiums der Texte kurz, prägnant und gut verständlich dargestellt. Das Sein wird zunächst im Lichte des anselmianischen Gottesbildes erklärt: für Anselm ist Gott das eigentliche, wahre Sein, im Vergleich zu dem alles andere die Bezeichnung „Sein“ kaum verdient. Diese Seinslehre wird noch plastischer ausgearbeitet im Vergleich zum Nichts, dann bezüglich der Geschöpfe, und am Schluß im Vergleich zur Gutheit. Aus der ganzen Abhandlung geht klar hervor, daß Anselm die Gutheit des Seins in auffallender Weise betont, und daß Anselms Seinsbegriff essentiell orientiert ist. Hegyí

Gisleberti Crispini Westmonasterii abbatis Disputatio Iudei et Christiani et Anonymi Auctoris Disputationis Iudei et Christiani continuatio. Ad fidem

codicum recensuit, prolegomenis notisque instruxit B. *Blumenkeranz* (Stromata patristica et mediaevalia, 3). 8<sup>o</sup> (83 S.) Antwerpen 1957, Spectrum. — Wir haben hier eine sehr gute, wirklich textkritische Ausgabe der bekannten Disputation, die Crispinus († 1117) als Abt von Westminster seinem Mitbruder Anselm nach Canterbury zur Begutachtung sandte. In eifrigem Suchen konnte B. noch 31 Handschriften in verschiedenen europäischen Bibliotheken feststellen und in alten Katalogen eine Reihe weiterer, die im Mittelalter noch vorhanden waren. Das bezeugt die weite Verbreitung und theologische Bedeutung der Disputation. Von ihnen hat B. 18 für die Edition benutzt, deren Grundlage eine Handschrift bildet, die um 1120 schon geschrieben ist (London, Brit. Mus., Cotton Titus D XVI). Das wichtigste Ergebnis der Arbeit ist neben einem gesicherten Text die Feststellung, daß ein Stück, das sich in zwei Londoner Handschriften findet, ein späterer Zusatz eines anderen Verfassers ist. Als Nachtrag ist er der Edition beigegeben. Der Erweiterer nahm offenbar eine Andeutung im eigentlichen Dialog zum Anlaß, die Fortsetzung der gehaltenen Disputation bei einer anderen Gelegenheit durchzuführen. Aber diese Erweiterung ist anders gehalten als die eigentliche Disputation, da sie viel energischer Töne anschlägt. Damit ist auch festgestellt, daß der gekürzte Brief an Anselm, den diese Überlieferung nur mehr bringt, nur eine Kürzung dieses Anonymus darstellt. Das ist deshalb wichtig, weil der gekürzte Brief den Bericht über die spätere Konversion und den Ordenseintritt des jüdischen Teilnehmers wegläßt — wohl aus der gleichen Verschärfungstendenz. Gerade wegen dieses ganz konkreten Satzes im Brief an Anselm nimmt B. mit Recht an, daß die ganze Diskussion wirklich stattgefunden hat. Freilich ist sie erst in der jetzigen Form nach geraumer Zeit aufgezeichnet worden; denn zur Konversion und zum Ordenseintritt gehörten doch manche Jahre. Man möchte daher lieber annehmen, daß sie nur in der Grundlage historisch zu nennen ist. In den konkreten Ausführungen scheint vieles später ausgearbeitet zu sein. Es ist z. B. auffallend, daß auch der jüdische Teilnehmer sehr in der anselmianischen Terminologie zu Hause ist bis hin zum „*quo nihil maius sive sufficientius cogitari potest*“ (43, 19) — ganz ähnlich wie der christliche Teilnehmer an der Diskussion. Man darf freilich diesen Einfluß Anselms auch nicht übertreiben. So fehlt z. B. die Idee und auch das Wort „*satisfactio*“. Wie bereits J. Rivière, *Le dogme de la rédemption au début du Moyen-Âge*, Paris 1934, feststellte, ist das „Recht“ des Teufels noch stark im Anschluß an die Patristik herausgestellt. — In den Anmerkungen der Edition ist vielfach auf die ähnlichen Werke hingewiesen worden. Hie und da aber scheinen diese Parallelen auf frühere gemeinsame Quellen zurückzugehen, so etwa auf das Ps.-Athanasianum (46; vgl. Denz. 40) oder auf das Toletanum XI (53, 29—31; Denz. 278: *Deus trinus non est triplex*). — Daß das Werk außer der Überlieferung in der Bibl. zu Wolfenbüttel (früher Lamspringe) und den beiden Münchener Handschriften Clm 324 und 14509, auf die Bl. hinweist, im deutsch-österreichischen Raum verbreitet war, belegt auch ein Bruchstück, das sich jetzt in der Klagenfurter Studienbibl. Cod. Perg. 7 fol. 46<sup>r</sup>—47<sup>v</sup> (aus dem 12. Jahrhundert) befindet. Es war früher vielleicht in Admont, nachher sicher in Millstadt. B. hat außerdem zwei verschollene Überlieferungen aus diesem Kulturgebiet (Salvatorberg und Melk) ausfindig machen können. Ferner stammt die Handschrift in der Bodl. zu Oxford, Lyell 50, aus Admont. Auch Zürich, Zentralbibl., besitzt eine Handschrift aus dem 12. Jahrhundert: Car. C 121 (14). Weisweiler

Kleineidam, E., *De triplici libertate. Anselm von Laon oder Bernhard von Clairvaux?*: Citeaux 11 (1960) 56—62. — Unter den von O. Lottin jetzt gesammelt herausgegebenen losen Einzelsentenzen Anselms von Laon (*Psychologie et Morale*, t. V) findet sich unter n. 109 (114) eine Sentenz *Tres sunt libertates*, die Lottin zu denen zählt, die eine „*probabilité sérieuse*“ haben, von Anselm selber zu stammen (82). Lottin beruft sich dafür vor allem auf den doch wohl sicher anzunehmenden systematischen Paulinenkommentar Anselms, der zwar immer noch nicht gefunden ist. Denn diese Einzelsentenz ist eine Exegese von Röm 6 und 8 wie Gal 5. Da aber Anselm z. B. im bekannten Abendmahlsbrief — also in einer Deutung von 1 Cor 11 — stark Manegold benutzt hat, ist Ähnliches auch sonst in solchen Kommentarstücken möglich. Daher schließt Lottin gut und vorsichtig: „*L'authenticité des pièces qui vont suivre n'est donc pas certaine, mais elle est suffisant pro-*

bable“ (83). K. weist nun im vorliegenden Artikel auf eine frappante Ähnlichkeit dieser Darlegung über den dreifachen Willen mit Bernhard von Clairvaux, *De libero arbitrio* c. 3—5 (PL 182, 1005—1010) hin. Einteilung und Schriftstellen stimmen genau überein. „Sachlich gesehen, ist in die Sentenz nur ein einziges Wort hinzugefügt: *desiderans*“ (60). K. scheint eine solche sklavische Abhängigkeit, wenn sie auch eine starke Erweiterungstendenz zeige, nicht mit der sonstigen Art Bernhards übereinzustimmen. Und tatsächlich findet sich auch nur eine einzige Überlieferung dieser Sentenz in den Sammlungen der Anselmschule bis heute. Denn sie ist nur in Rouen A 307 (626) enthalten, freilich im Anschluß an die sogenannten systematischen Anselmsentenzen (ed. Bliemetzrieder) und eine andere Abhandlung der Schule über den Willen (Lottin n. 290 = *Liber de Voluntate*, unter den Werken Anselms von Canterbury: PL 158, 582—584). Diese beiden Abhandlungen zählen aber nur zu den Werken der Schule Anselms, nicht Anselms selber. Es ist also m. E. wohl begründet, die Abhandlung *De triplici voluntate* als eine Bearbeitung aus Bernhards *De gratia et libero arbitrio* anzusehen, die vielleicht in ihrer erweiterten Form in der späteren Anselmschule entstanden ist.

Weisweiler

Brooke, O., O. S. B., *The Trinitarian Aspect of the Ascent of the Soul to God in the Theology of William of St. Thierry*: *RechThAncMéd* 26 (1959) 85 bis 127. — Die eingehende Untersuchung sieht den Urgrund der Trinitarischen Auffassung des Gottesbildes in der Seele bei Wilhelm von St. Thierry nicht in einer logischen (Anselm von Canterbury) oder psychologischen (Augustin) Deutung der *imago dei* im Menschen. Wilhelm faßt das Bild dynamisch. Die drei Seelenkräfte führen uns im Heiligen Geiste zur mystischen *experientia Trinitatis*. Dabei scheint Plotin mit seiner Auffassung der Seele als „*élan*“, als „Bewegung, die mehr ist als eine Sache“ (Bréhier), Einfluß gehabt zu haben — direkt oder indirekt. Sicher ist dieses dynamische Denken Bernhard verwandt. Mit Recht hebt B. das dennoch bleibende intellektuelle Element hervor. Nur darf man es nicht von der Liebe trennen. Wie sehr die mystische Auffassung dabei aber vorherrscht, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß die Einigung des erlösten Menschen mit der Dreifaltigkeit nicht nur als Werk des Heiligen Geistes bezeichnet wird (*non tantum quia efficit vel afficit*: *Epist. ad fratres in Monte dei*: PL 184, 349). Es heißt vielmehr: *Ipsa est Spiritus Sanctus*. Das ist natürlich nicht wie in Gott von einer Seinseinheit zu verstehen, sondern als „*similitudo*“. — Jedoch schließt das alles nicht aus, daß besonders im *aeigma fidei* auch eine andere mehr spekulative Erkenntnis Gottes auf Grund der Glaubenserfahrung entwickelt wird. — Uns scheint, man solle den Gegensatz von Augustinus und Anselm von Canterbury nicht so sehr, wie es R. Perino, *La dottrina trinitaria di San Anselmo*, Rom 1952, tat (vgl. Schol 28 [1953] 304 f.) überspitzen: psychologisch-metaphysisch. Es ist mit Recht von B. das Wort Augustins in *De Trinitate* (PL 42, 832) zitiert: *Hoc est plenum gaudium nostrum quo amplius non est, frui Trinitate Deo, ad cuius imaginem facti sumus* (97). Man könnte das durch einen ähnlichen Satz Anselms ergänzen, der auch das Hingeordnetsein der „*imago*“ zu Gott hervorhebt: *In quo maior et illi similior est, in eo verior illius esse imago cognoscitur* (*Monologium* c. 67). Dadurch wird das Neue, stärker Dynamische des Ansatzes von Wilhelm von St. Thierry noch deutlicher: Es ist nicht nur ein Hingeordnetsein, sondern ein *Hinführen* unmittelbar im Heiligen Geist zur Dreifaltigkeit.

Weisweiler

Classen, P., *Der verkannte Johannes Damascenus*: *Byzantinische Zeitschrift* 52 (1959) 297—303. — Cl. hat durch eingehende Studien an den noch auf Gerhoh von Reichersberg zurückgehenden Handschriften festgestellt, daß in ihnen, zum Teil mit Gerhohs eigener Schrift, der Name des Johannes Damascenus den des „*sanctus*“ oder „*beatus*“ Basilii verdrängte. Das Überschreiben des Namens Damascenus ist auf der Rasur noch deutlich sichtbar. Teilweise ist die Korrektur aber sehr schnell und oberflächlich vollzogen worden, so daß hie und da der Name des Basilii noch stehenblieb. Übergeschrieben ist Damascenus auf Rasur etwa in *Contra duas haereses* von Gerhohs Hand (verfaßt 1147). In *De novitatibus huius temporis* (verfaßt 1156) wird sogar an einer Stelle ein Zitat mit „*Damascenus*“ eingeleitet, aber später unter dem Namen „*Basiliius*“ auf es Bezug genommen. In *De gloria et honore*

hominis (verfaßt 1163, geschrieben 1163/1164) zeigt sich ein gewisser Übergang. An drei Stellen steht auf Rasur „Damascenus“, bei den letzten aber ist der Name gleich richtig eingefügt. Dies letztere finden wir von Anfang an in Utrum Christus homo (verfaßt auch 1163). Es scheint, daß also Gerhoh die von ihm benutzte „Cerberanus“-Übersetzung des Damasceners als Übersetzung eines Werkes des Basilius ansah, später aber durch die Libri sententiarum des Lombardus, der neben „Cerberanus“ auch die neue mit Namen versehene Übersetzung Burgundios kannte, den richtigen Verfasser kennenlernte. Es scheint Cl. sogar, daß die bisher allein bekannte Rein-Admonter Überlieferung des „Cerberanus“-Textes auch erst später den Namen „Damascenus“ erhielt. Denn hier steht ebenfalls der jetzige Name auf Rasur und darunter dürfte vielleicht früher ebenfalls „Basilius“ gestanden haben. Bemerkenswert dazu ist, daß der Lombarde, wenn er nach der „Cerberanus“-Übersetzung zitiert, anonym bleibt. — Ob der Lombarde freilich den Namen des Basilius ausließ, weil er ihm zweifelhaft erschien, wage ich nicht recht, mit Cl. als „denkbar“ anzunehmen. Es wird besser bei dem „höchstwahrscheinlich“ bleiben, daß ein anonymen Übersetzungstext dem Lombarden vorlag. Man müßte wohl auch Näheres über das Entstehen der „Cerberanus“-Übersetzung wissen — vor allem, ob sie in Ungarn oder anderswo geschah, um zu sehen, wie der Lombarde an diese Übersetzung kam, die er dann durch die Burgundios verbesserte. Aber das ist alles unabhängig von der grundlegenden Feststellung dieser wichtigen Untersuchung von Cl., daß Gerhoh selber um 1163 den Irrtum der Zuteilung an Basilius erkannte und ihn mit eigener Hand teilweise richtigstellte. Bis auf Burgundio scheint also Johannes Damascenus ein ziemlich Unbekannter in der westlichen Theologie gewesen zu sein.

Weisweiler

Van den Eynde, D., O. F. M., Autour des Enarrationes in Evangelium S. Matthaei attribuées à Geoffroi Babion: *RechThAncMéd* 26 (1959) 50—84. — Unter den Werken Anselms von Laon ist ein Matthäuskommentar, die Enarrationes in Matthaeum, gedruckt. Bereits Oudin hat darauf hingewiesen, daß er aus inneren und äußeren Gründen weder Anselm von Canterbury, unter dessen Werken er zunächst gedruckt war, noch Anselm von Laon zugeschrieben werden könne, sondern nach handschriftlicher Bezeugung ein Werk Gottfried Babions sei. Ihm folgte B. Hauréau. Aber seitdem Bliemetzrieder einige im Liber Pancrisis Anselm von Laon ausdrücklich zugeschriebene Sentenzen auch in den Enarrationes fand, hat sich der Kreis der Forscher, die sich für Anselm von Laon mit ihm einsetzten, vergrößert. E. geht nun quellenmäßig und tiefgründig der Frage nach. Er kann eindeutig nachweisen, daß die Enarrationes den Matthäuskommentar Cum post ascensionem von Alençon 26, der dort den Namen Anselms trägt, benutzt haben. Auch sind sie abhängig von der Glossa ordinaria in Matthaeum. Inhaltlich konnte E. feststellen, daß die Enarrationes Ideen vertreten, die erst in der späteren Schule Anselms von Laon gelehrt werden. Das ist z. B. der Fall bei der Unterscheidung der virtutes in actu et in habilitate (78), die in den Enarrationes gelehrt wird. Mit Recht weist er darauf hin, daß dieser Unterschied wohl schon zur Zeit des Lombarden in Gebrauch war. Aber: La tradition antérieure, pour riche et abondante qu'elle soit, l'ignore complètement (ebd.). Daher hat auch die handschriftlich genügend gut bezeugte Zuteilung an Gottfried zeitlich ihre Begründung (vgl. Fr. Stegmüller, *Repertorium biblicum* n. 2604. Dort werden fünf Handschriften mit dem Namen Babions angeführt, während nur zwei den Namen Anselms tragen — eine davon aber den Anselms von Canterbury. Man muß jedoch auch Valenciennes 70 den Handschriften mit Anselms Namen noch beifügen). E. will sich freilich noch nicht sicher für Babion entscheiden, da der Verfasser der Enarrationes einmal von „abbas meus“ spricht, während Gottfried sich in seinen Predigten doch mehr als Weltpriester zu geben scheint. Auch die Sprache ist im Kommentar etwas anders als in den Predigten. Aber es gibt keine Gegensätze der Lehre. — Ich glaube, daß der Gegensatz der Sprache, zum Teil wenigstens, aus der Verschiedenheit eines Kommentars und einer Predigt erklärt werden kann. Außerdem hängt der Kommentar sehr weitgehend vom Kommentar Cum post ascensionem ab, während die Predigten stärker die Glossa ordinaria benutzen. So ist eine verschiedene Quellenlage auch als Grund der anderen Sprachart möglich. Wichtig erscheint ferner das Zeugnis des Petrus Manducator, der zweimal unter ausdrücklicher Nennung des Namens Babion Stücke bringt, die sich in

den Enarrationes wiederfinden. Zu der einen Stelle, die B. Smalley schon früher fand, konnte E. eine zweite nun beifügen. Er fand ferner weitere Ähnlichkeiten, die aber anonym sind. Die weite Verbreitung des Kommentars rechtfertigt auch den Ausdruck des Petrus Manducator, der den Kommentar Gottfrieds „sollemnes et auctentice“ (67) nennt. Denn Stegmüller konnte a. a. O. bereits 40 Handschriften nennen. Als weiterer sei noch Cod. theol. quart. 262, f. 145<sup>v</sup>–201<sup>v</sup> der Landesbibliothek in Stuttgart (aus Zwiefalten, anonym) beigefügt.

Weisweiler

Lottin, O., O. S. B., Quelques recueils d'écrits attribuées à Hugues de Saint-Victor: *RechThAncMéd* 25 (1958) 248–284. — R. Baron hatte in *Scriptorium* 10 (1956) 182–220 eine Übersicht aus drei französischen Handschriften (Maz. 717, Bibl. Nat. lat. 14506 und Douai 306–366) veröffentlicht, wo neben größeren Schriften Hugos auch manche seiner kleineren Sentenzen überliefert sind. L. setzt nun die Forschung durch Mitteilungen vor allem aus Brügge, Stadtbibl. 153, Douai 371 und Metz 1230 fort. Alle drei Handschriften enthalten jedenfalls neben größeren Abhandlungen Hugos kürzere Sentenzen, wie sie teilweise als *Miscellanea* bei Migne schon gedruckt sind. Für sie sind vor allem die Handschriften von Metz und Brügge überaus wertvoll. Gewiß sind die meisten der Einzelsentenzen bereits in den beiden ersten Büchern der gedruckten *Miscellanea* zu finden. Aber nun ist die umstrittene Echtheitsfrage doch leichter zu lösen. Zunächst wird die schon früher aufgestellte Tatsache bestätigt, daß sich in l. 1 und 2 der *Miscellanea* die echten Stücke finden. Kein einziges findet sich bei Lottin aus den späteren Büchern. Sodann ist wichtig, daß sich durch den nun möglichen genaueren handschriftlichen Textvergleich herausstellt, daß eine größere Anzahl dieser Sentenzen, als durch den Druck ersichtlich ist, Schrifterklärungen sind, die auch mit einer Schriftstelle beginnen, um die sie manchmal im Druck gekürzt wurden. — Es gibt auch im deutsch-österreichischen Raum eine Anzahl solcher Überlieferungen, wie etwa Clm 14166 oder Clm 2575 (vgl. Schol 9 [1934] 438), Clm 2576, Fulda, Priesterseminar (unbezeichnet, aus Fritzlar; vgl. Schol 31 [1956] 475), Frankfurt, Stadtbibl. 111, Berlin, Staatsbibl. Lat. fol. 744 (zu den beiden letzteren vgl. L. Ott, Briefliteratur 493 f.), Trier, Stadtbibl. 529, Wien, Nationalbibl. 1078. Über sie werde ich noch berichten. Ein Vergleich mit ihnen zeigt, daß diese Schrifterklärung wirklich die ursprüngliche Form darstellt. Das bestätigt die Vermutung von Lottin, daß die Überlieferungen etwa von Paris, Bibl. nat. lat. 14506, Douai 371 und Metz 1230 die bessere ist. Damit dürften sich auch die Worte Lottins bestätigen: „Il faut en conclure que ces *Miscellanea* étaient des extraits de commentaires bibliques rédigés par Hugues“ (280). Sicher ist das für die Sentenzen des 2. Buches, die ja alle auf eine Erklärung der Psalmen hinzielen. Die Sentenzen des 1. Buches verteilen sich auf viele Bücher der Hl. Schrift. Sollte Hugo seine exegetische Tätigkeit so ausgedehnt haben, daß er wenigstens Teile all dieser Bücher erklärte? Das scheint mir vorläufig doch etwas fraglich, besonders da es Stücke darunter gibt, die nicht einem eigentlichen Kommentar anzugehören scheinen und von denen man feststellen kann, daß sie anderen Werken angehören und dennoch auch mit einer Schriftstelle beginnen. So z. B. bringt der Beginn von *De tribus silentiis et cursu dei* in Brügge 4 die Schriftstelle: *Dum medium silentium . . .* Das ist aber keine exegetische Darlegung, sondern der Anfang der systematischen 1. *collatio de Verbo incarnato*. Das *Eulogium sponsi et sponsae* (ebd. n. 16) beginnt gleichfalls mit einem Schrifttext: *Ibo ad montem myrrhae*. Das ist der Anfang von *De amore sponsi et sponsae*. Es kann also gut sein, daß diese „exegetischen“ kleineren Sentenzen z. T. auch aus anderen Stücken ausgezogen sind oder aus Predigten und mündlichen kürzeren Erklärungen stammen, also „dicta“ im mehr wörtlichen Sinne waren. Das soll natürlich nicht ausschließen, daß vielleicht andere auch aus eigentlich exegetischen Werken oder Teilwerken stammen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß eine nicht zu enge Lösung angestrebt wird, und gehe darin sicher mit L. einig. — Ein paar Bemerkungen: Einige mit einem Stern gedruckte Einzelsentenzen, die also noch unveröffentlicht sein sollen, sind bereits gedruckt. So etwa Bruges n. 8 als 2. Teil der *Misc. I* 9; n. 11 ist nur der Beginn der *Ps.-Alger-Sentenzen* (vgl. etwa Clm 12668: *RechThAncMéd* 4 [1932] 249); n. 13 ist aus dem *Didascalicon* l. 3 c. 19 (ed. Buttimer 69) genommen. Daher stammt auch n. 14 = l. 2 c. 8–15 (ed. Buttimer 30 bis 34); n. 31 liest man *Misc. I* 130 und 131; n. 32 ist *Misc. I* 132; n. 41 = *Misc. II* 5;

n. 65 = Misc. II 67; n. 95 ist der 2. Teil von Misc. II 9; n. 118 = Misc. II 81. Damit ist aus Bruges n. 16—122 alles gedruckt. In Douai ist n. 12 gleich Misc. I 82; n. 16 stammt aus dem *Dialogus de sacramentis legis naturalis et scriptae* (PL 176, 28 A—C; dorthier ist auch n. 31 (PL 176, 32 A—C) genommen. Zu n. 36 und 37 vgl. *Appendix ad opera S. Ambrosii* (PL 19, 1105—1108), worüber bereits D. Lasić, *Hugonis de S. Victore Theologia perfectiva*, 31. Somit ist auch hier der Gesamtblock 12—32 veröffentlicht. Bei den relativ wenigen noch nicht gedruckten Sentenzen, besonders wenn es sich um Gruppen handelt, erscheint die Authentizität noch näherer Nachprüfung zu bedürfen. Das dürfte vor allem der Fall sein bei dem in Brügge n. 2 und Valenciennes 181 n. 1 überlieferten *Quaestionum quatuor de prevaricatione prima libellus* (der auch in Frankfurt, Stadtbibl. 111, überliefert ist). Darüber hat sich schon L. Ott in der *Briefliteratur* 456 ff. eingehend negativ geäußert. — Also ein sehr mühevoller Artikel, der aber dafür auch sehr aufschlußreich ist und über Hugos Bedeutung in den kleineren Sentenzen reiches Material bietet.

Weisweiler

Hoste, A., *Dialogus inter Aelredum et Discipulum. An Adaption of Aelred of Rievaulx De spiritali amicitia: Cîteaux 10* (1959) 268—276; Fiske, A., *St. Bernard of Clairvaux and Friendship: Cîteaux 11* (1960); auch als Sonderdruck (41 S.). — Durch Dom J. Leclercq, *L'amitié dans les lettres au Moyen-Âge: RevMA-Latin 1945, G. de Valous, La poésie amoureuse en langue latine au MA: Classica et Mediaevalia 1952* und nun auch durch G.-G. Meersseman, *Pourquoi le Lombard n'a-t-il pas conçu la charité comme amitié: Miscellanea Lombardiana* (vgl. *Schol 34* [1959] 448 f.) sind wir nun besser über die Stellung der Freundschaft im Mittelalter unterrichtet. Man könnte verschiedene Arbeiten von Ph. Delhaye aus dem 12. Jahrhundert noch hinzunehmen. So kann es nicht verwundern, daß auch *Abt Aelreds Dialog De spiritali amicitia 4—5* Bearbeitungen gefunden hat. Über die bedeutendste von ihnen, das *Speculum spiritualis amicitiae*, hat uns H. bereits eine wertvolle Abhandlung in *Sacris Erudiri 10* (1958) 181—221 geschenkt. Hier veröffentlicht er eine andere Bearbeitung des 3. Buches, in dem vor allem über die Bewahrung der Freundschaft gehandelt wird: *Dialogus inter Aelredum et Discipulum*. Der Dialog ist nur in zwei englischen Handschriften in Cambridge und Dublin erhalten. Sie wurden beide zur Edition herangezogen. Wahrscheinlich entstand die Bearbeitung im 14. Jahrhundert. Der Einfluß Ciceros neben der Heiligen Schrift ist deutlich sichtbar. — In eine etwas andere Färbung der Freundschaft führt die Arbeit von F. über *Bernhard* und die Freundschaft. Das mystisch-geistliche Element ist hier noch mehr hervorgetreten. Der Freund ist für Bernhard im Letzten die sichtbare Präsenz Gottes. Dadurch verliert er nichts vom eigenen Persönlichen. Wie es nach Bernhard notwendig ist, daß wir zunächst das irdische Bild tragen, dann das himmlische (ep. 11, 8) im Heiligen Geist, so trägt auch die Freundschaft im irdischen Bild das ewige. Daher kann es im *Serm. in Cant.* 82, 8 zu der wundervollen Beschreibung der gegenseitigen Liebe kommen: *Erit ad alterutrum casta et consummata dilectio, agnitio plena, visio manifesta, coniunctio firma, societas individua, similitudo perfecta*. F. hat wohl recht, wenn er hier eine Verbindung platonischer Elemente mit affektiver Mystik sieht. Im 1. Teil der Arbeit wird das konkret gezeigt am Beispiel der Freundschaft Bernhards mit Wilhelm von St. Thierry und Petrus Venerabilis: *This was a mystical friendship, between great men, who appreciated each other's greatness. In their inmost depths each knew the gifts of God in the other, and knew too that their friendship came from God* (10). Auch dieses Bild gehört in die Vollkenntnis des 12. Jahrhunderts, von dem man vor nicht langer Zeit noch sagte, daß es die *Amicitia* der Troubadourzeit überlassen habe.

Weisweiler

Beichner, P. E., C. S. C., *Cantica canticorum B. Mariae: Marianum 21* (1959) 1—15. — Nach dem Vorgang von Pitra (*Specilegium Solesmense sanctorum Patrum III*. Paris 1855, XXXIV) und Stegmüller (*Repertorium biblicum medii aevi*, Madrid 1940—1955, nr. 6823—6825) hat sich der Verf. schon eingehender mit der „Aurora“ des Petrus Riga (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) beschäftigt, einer volkstümlichen Paraphrase der meistgelesenen Bücher der Hl. Schrift (*The Old French Verse Bible of Macé de la Charité, a Translation of the Aurora: Speculum 22* [1947] 226—239; *The Cursor Mundi and Petrus Riga: Speculum 24* [1949] 239—250; La

Bible versifiée de Jehan Malkaraume et l'Aurora: Le Moyen Âge 61 [1955] 63—78). Die nunmehr mitgeteilten Verse mit der Überschrift „Cantica canticorum B. Mariae“, 316 gereimte Hexameter, sind anonym, stehen aber in enger Verbindung mit der Aurora des Petrus Riga. Das Hohe Lied wird darin ausschließlich marianisch gedeutet, ein Beweis dafür, daß die Volksfrömmigkeit sehr bald der neuen Sicht viel Anteilnahme entgegenbringen mußte. Der Edition liegt eine Handschrift der Bodleian Library von Oxford zugrunde (Ms. Laud Misc. 576 fol. 148<sup>3</sup>—152<sup>3</sup>).

Beumer

Schneyer, J. B., Beobachtungen zu lateinischen Sermoneshandschriften der Staatsbibliothek München (Bayer. Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 1958, 4). 8<sup>o</sup> (148 S.) München 1958 (erschienen 1959), Beck. 14.—DM. — Auf den ersten Blick sieht diese Übersicht über die in der Münchener Staatsbibliothek vorhandenen Handschriften der Predigten aus dem 13. Jahrhundert recht schematisch aus. Denn es sind mehrere hundert Handschriften in ihrem Predigtteil kurz skizziert. Die Aufzählung beginnt mit Cod. 98 und endet mit Cod. 27121! Jeder Kenner handschriftlicher Studien weiß, in welches Labyrinth man gerade beim Suchen in der frühen Predigtliteratur des MA gerät. Sch. hat hier bereits früher manches aufgeräumt, und durch seine dabei erworbene Kenntnis auch aus anderen Bibliotheken konnte er nun viele anonyme Handschriften oder Einzelpredigten in Sammlungen verifizieren und falsche Namensnennungen korrigieren. Auch war es ihm möglich, die gleichen Predigten in anderen Bibliotheken wiederzufinden. Das ist natürlich für die Wertung der einzelnen Homilien von Bedeutung, besonders wenn es anonyme Predigten sind. Man sieht aber so auch, wie weit Predigten berühmter Herkunft in Bayern verbreitet waren. Weltpriester, Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner haben daran Anteil. Am stärksten waren verbreitet Sermones von Antoninus von Parma, Bartholomäus von Braganza, Berthold von Regensburg, Konrad von Sachsen, Petrus de Remis O. P., Peregrinus von Oppeln O. P. und natürlich von Johannes Herold (Discipulus), um hier nur diese Namen zu nennen. So haben wir neben einem Beginn der Auflösung des Wirrwarrs schon eine ideengeschichtliche Deutung. Für die Kultur der Zeit ist schon die große Anzahl der Predigten wichtig. Denn sie bezeugt indirekt und so doppelt wirksam den Eifer des Klerus in der Verkündigung des Gotteswortes. Nicht unerwähnt sei auch der vielfache Hinweis auf das Leben und gegebenenfalls auf bereits gedruckte Literatur zum Prediger. Darin steckt viel tagelanges Suchen des Verf. Man kann der Bayer. Akademie nur danken, daß sie diese „trockene“ Untersuchung zum Druck brachte. Sie hat damit nicht nur der Erkenntnis mittelalterlicher Kultur in Bayern gedient. — Eine kleine Bemerkung. Man sollte Honorius Augustodunensis nicht mehr (auch nicht in Klammern) mit Autun in Verbindung bringen. Damit hat er wirklich nichts zu tun. Der Kaiserhügel (augusti-dunum) bei Regensburg, wo seine Zelle war und wo er seine Predigten schrieb, war das Pseudonym des stillen Mannes. Das ist auch wichtig für die Beurteilung seiner Predigten und die des Landes, für das er predigte.

Weisweiler

Strack, B., O. F. M. Cap., Christusleid im Christenleben. Ein Beitrag zur Theologie des christlichen Lebens nach dem heiligen Bonaventura (Franziskanische Studien, 13.). 8<sup>o</sup> (XVII u. 158 S.) Werl 1960, Dietrich-Coelde-Verlag. 15.—DM. — Ein Thema wie das vorliegende hätte eigentlich schon längst behandelt werden sollen. An Vorarbeiten dazu fehlt es freilich nicht; besonders stützt sich der Verf. auf R. Guardini (Die Lehre des hl. Bonaventura von der Erlösung. Ein Beitrag zur Geschichte und zum System der Erlösungslehre, Düsseldorf 1921), F. Imle (Das geistliche Leben nach der Lehre des hl. Bonaventura, Werl 1939), J. Kaup O. F. M. (Die theologische Tugend der Liebe nach der Lehre des hl. Bonaventura, Münster 1927) und R. Šilić O. F. M. (Christus und die Kirche. Ihr Verhältnis nach der Lehre des hl. Bonaventura, Breslau 1938). Jedoch ist die Synthese unter dem mehr asketischen und praktischen Gesichtspunkt durchaus neu. Die Ausführung gliedert sich in zwei große Teile: I. Christi Erlösungsleiden (Das objektive Erlösungsgeschehen im allgemeinen; Das Erlösungsgeschehen als Vorbild und als Anleitung zur Kreuzesnachfolge; 6—69); II. Der Menschen Teilnahme am Erlösungsleiden; Die Verwirklichung der Erlösung im Christenleben durch Leidensnachfolge; Miterlösung durch

Kreuzesnachfolge; 70—145). Als Ergebnis wird herausgestellt: „Das tragende Fundament der Christus- und Kreuzesnachfolge nach Bonaventura . . . ist seine Lehre vom Exemplarismus“ (146). Die Einzelheiten sind recht anschaulich und ansprechend dargelegt und immer wieder durch Bonaventuratexte, wozu noch reiche Angaben aus der neueren einschlägigen Literatur kommen, verdeutlicht. Auf abweichende Deutungen und Folgerungen ist jeweils kritisch hingewiesen, wobei das Urteil des Verf. Reife und vornehme Zurückhaltung zeigt. — Nur ein Wunsch wird dem Leser leider nicht erfüllt, nämlich daß auch der geschichtliche Rahmen der Christusnachfolge im Sinne des hl. Bonaventura klar gezeichnet würde. Wir hören kaum etwas von der Vorbereitung seiner grundlegenden Gedanken (Alexander von Hales wird nur zweimal erwähnt, Hugo von St. Viktor nur einmal; die Parallelen aus Bernhard hätten leicht vermehrt werden können). Man mag das mit der vom Verf. gewählten Fragestellung erklären, aber auch diese würde ohne Zweifel durch die historischen Gesichtspunkte ein stärkeres Relief erhalten. Ein zweites Werk aus der Hand des geschulten Bonaventurakenners würde gewiß gute Aufnahme finden.

Beumer

Thomas von Aquin, Über das Sein und das Wesen. Deutsch-lateinische Ausgabe. Übers. und erläutert v. R. Allers (Fischer Bücherei, 293) kl. 8<sup>o</sup> (163 S.) Frankfurt/Main 1959, Fischer. 2.20 DM. — Jeder Freund der thomistischen Philosophie wird für diese billige Ausgabe der berühmten Frühschrift des Aquinaten dankbar sein. Der lateinische Text ist der Ausgabe von Baur in den *Opuscula et textus* entnommen, in der der Text auf Grund von acht Handschriften aus dem 13. Jahrhundert gestaltet ist. Die Übersetzung ist die zuerst 1936 erschienene von R. Allers. Von ihm stammt auch das Nachwort über den Inhalt der Abhandlung und über die Gegenwartsbedeutung der thomistischen Philosophie (69—109). Die darauf folgenden Anmerkungen (113—157) sind für das richtige Verständnis des Textes und der geschichtlichen Zusammenhänge durchweg sehr wertvoll. Dasselbe kann man von der Übersetzung leider nur mit gewissen Einschränkungen sagen. Es ist allerdings zuzugeben, daß gerade die Übersetzung dieser Frühschrift, in der Thomas noch nicht die spätere Klarheit des Ausdrucks gewonnen hat, sehr schwierig ist. Man kann auch darüber streiten, inwieweit eine Übersetzung sich von dem fremdsprachlichen Satzbau des Urtextes frei machen darf und soll. Die vorliegende Übersetzung scheint uns jedenfalls an vielen Stellen nur für den verständlich zu sein, der den lateinischen Urtext aus ihr noch heraushört. Dazu fehlt es nicht an eigentlich irrigen Deutungen des Textes. Schon der Titel müßte nicht heißen „Über das Sein und das Wesen“, sondern: „Vom Seienden und vom Wesen“. S. 18 Z. 4—3 v. u. bedeutet das „vel aliquid superadditum“ eine andere, ebenfalls auszuschließende Denkmöglichkeit zu „relationem“, darf also nicht von „inter“ abhängig gemacht werden. S. 20 Z. 9—12 muß es heißen: „Daher ist weder die Form allein noch der Stoff allein das Wesen . . ., sondern beides zusammen.“ S. 41 Z. 3 v. u.: „aguntur per eam“ kann nicht bedeuten „in ihr wirksam werden“, sondern eher: „durch sie gewirkt werden“. S. 46 Z. 12 f. nicht: „als Wesen kann nur das Ganze bezeichnet werden“, sondern: „das Wesen kann nur als Ganzes bezeichnet werden“. S. 48 Z. 5 v. u.: „die Washeit des Geistes ist der Geist (nicht: das Geistsein) selbst“. S. 53 Z. 3 spürt der Übersetzer selbst, daß „unbedingt“ hier den Sinn des „absolutum“ nicht wiedergibt; darum fügt er in Klammern hinzu: „und selbständig“. Im lateinischen Text S. 54 Z. 1 muß das „ex quo“ wohl zeitlich verstanden werden, so daß zu übersetzen ist: „Denn weil sie (die menschliche Seele) ein unabhängiges Sein hat, gilt von ihr: Von dem Zeitpunkt an, da sie als Form dieses Leibes ein individuelles Sein gewonnen hat, bleibt dieses Sein stets individuell.“ S. 54 Z. 13 lies statt „Unterschiede im Sein“ richtiger: „die substantiellen Unterschiede“. de Vries

Grenet, P., Der Thomismus. Compendium der Philosophie des Thomas von Aquin. 8<sup>o</sup> (128 S.) Essen 1959, Ludgerus-Verlag. 8.60 DM. — Die französische Originalausgabe wurde in Schol 31 (1956) 440 f. besprochen. Die deutsche Übersetzung von R. Tannhof gibt den Urtext, auch wo es sich um schwierigere Gedankengänge handelt, verständnisvoll und treffend wieder. (Weniger glückt es allerdings die Übersetzung beim letzten Satz von S. 69; statt „Viereck“ muß es 70 Z. 2 v. u. „Würfel“ heißen; der marxistische Fachausdruck lautet „Widerspiegelung“, nicht

„Widerschein“ [zu S. 41 Z. 16 f.] Inhaltlich gibt das Büchlein die Grundzüge der thomistischen Naturphilosophie und Metaphysik in der üblichen, die Probleme vereinfachenden Deutung, die freilich hier und da den Zweifel aufkommen läßt, ob Thomas selbst ein Thomist in diesem Sinn gewesen ist. Vielleicht geht der Verf. in seinem Optimismus zu weit, wenn er meint, mit der thomistischen Naturphilosophie alle einschlägigen Probleme lösen zu können. Interessant sind die Bemerkungen über die Möglichkeit, durch die thomistische Philosophie eine Entwicklung zu höherer Seinsstufe zu erklären (29 f.; vgl. dazu auch die Abhandlung von W. Brugger in diesem Heft). Wenn allerdings das Lebewesen „nur eine höhere chemische Verbindung“ genannt wird, würde das heute jeder als ein Bekenntnis zum Mechanismus auffassen, wenn dieser nicht vom Verf. ausdrücklich abgelehnt würde; man sieht hier, daß der alte Begriff des „mixtum“ nicht einfach mit dem Begriff der chemischen Verbindung zusammenfällt. Der Verf. verwirft übrigens ebenso wie den Mechanismus auch den Vitalismus (26), ohne genau zu bestimmen, wie er den Ausdruck „Vitalismus“ versteht.

de Vries

Ott, L., Die Wissenschaftslehre des Adenulf von Anagni: *Mélanges É. Gilson* 465—490. — Adenulf, der Freund des hl. Thomas, ist uns vor allem durch die eingehende Studie von M. Grabmann bekannt geworden: „Adenulf von Anagni, Propst von St. Omer († 1290). Ein Freund und Schüler des hl. Thomas von Aquin“: *Mittelalterliches Geistesleben III* 306—322. Der große, noch ungedruckte Kommentar zur Topik des Aristoteles hat eine Wissenschaftslehre, deren Studium Grabmann damals anregte. O. folgt in der vorliegenden Arbeit diesem Rat seines verstorbenen Lehrers. Sie zeigt, daß — ähnlich wie Grabmann bereits eine enge Verbindung eines theologischen Quodlibets Adenulfs mit Thomas belegt hat — so auch hier in der Wissenschaftslehre eine sehr enge Verbindung mit einem anderen führenden Pariser Lehrer, diesmal mit Nikolaus von Paris (Mitte des 13. Jahrhunderts), besteht. Die Anlehnung geht sogar teilweise bis zur „sklavischen Abhängigkeit“ (490). Das belegt also, daß bereits damals, kurz nach der Mitte des Jahrhunderts, in der Artistenfakultät über das aristotelische Erklärungsgut z. T. eine enge Traditionsgebundenheit vorhanden war. Stärker Eigengut sind dagegen, wenigstens soweit wir bis jetzt urteilen können, einige zusätzliche Fragen. Die Philosophie wird eingeteilt in Naturphilosophie, Moralphilosophie und Rationalphilosophie. Diesem platonischen Schema ist ein aristotelisches eingebaut, wenn die Naturphilosophie in die Physik, Metaphysik und Mathematik untergegliedert ist. Dabei ist aber der Metaphysik, die als sicherste Wissenschaft bezeichnet ist, nur wenig Raum gewidmet. Sie betrachtet die von Bewegung und Materie losgelösten Wesenheiten der Dinge und unterscheidet sich so von Physik und Mathematik. Auch die Unterteilung der Moralphilosophie ist aristotelisch (Politik, Ökonomik, Ethik, welche „monastica“ genannt wird: von monos, einzeln). Die Rationalphilosophie besteht aus Grammatik, Rhetorik und Logik. In den beigefügten Fragen ist u. a. das Problem behandelt, ob die Grammatik der Logik vorausgeht. Adenulf antwortet, daß die Logik als Wissenschaft (scientia) der Grammatik vorgehe, ihr aber als Lehre (doctrina) folgt. Denn das Erfassen der Dinge ist früher als das Behaupten, daß etwas ist oder nicht ist. Die Logik ist auch der Grammatik nicht untergeordnet. — Der besondere Wert der Untersuchung besteht darin, daß O. der Verbreitung der einzelnen Ansichten bei anderen Autoren und teilweise noch ungedruckten Wissenschaftslehren nachgegangen ist. Damit hat er wichtigstes Material gefunden, das einer Gesamtdarstellung der Entwicklung dienen kann und jetzt bereits einen ersten Überblick ermöglicht, wieweit der Aristotelismus damals schon führend war. Das Zurücktreten der Metaphysik führt O. auf das Verbot von 1215 zurück, das gerade auch die Metaphysik betraf. Eine ähnliche Zurückhaltung wie Adenulf und Wilhelm von Paris zeigen auch die anderen Wissenschaftslehren der Zeit (473).

Weisweiler

Müller, J. P., O. S. B., La date de la lecture sur les Sentences de Jean Quidort: *Ang 36* (1959) 129—162. — Die bisherigen Ansichten über die Zeit der Abfassung des Sentenzenkommentars Quidorts gehen sehr auseinander. Glorieux nahm die Jahre 1284—1286 an. Diese Ansicht fand manche Zustimmung. M. vertraute auf eine Notiz von De Rubéis, die er in Cod. 217 der Venediger Bibliothek von St. Pau-

lus und Johannes fand. Dort ist 1285 für das *Correctorium* genannt. Da dies Werk bald nach dem Sentenzenkommentar verfaßt sein muß, glaube M. 1282—1284 verteidigen zu können. Dagegen wandte sich vor allem Fr. Pelster (vgl. z. B. Schol 19 [1944] 129). Da Quidort erst 1304 die *licentia docendi* erhielt, schien ihm die *Baccalaureatzeit* ungebührlich lang, wenn Quidort bereits kurz nach 1280 die Sentenzen las. Er schlug daher c. 1298 vor. Aus ähnlichem Grund kam auch J. Koch zu einer Datierung 1298—1300 (Jakob von Metz: *ArchHistDoctrMA* 4 [1929] 185). Er wies darauf hin, daß nach den Pariser Universitätsstatuten von c. 1335 vier Jahre zwischen Sentenzenvorlesung und *licentia docendi* liegen sollten. So nimmt M. im vorliegenden Artikel die Forschung wieder auf, da ihm inzwischen die Zahlenangabe von De Rubeis, die handschriftlich nicht mehr nachprüfbar ist, zu unsicher vorkommt. Mit Recht bei der Schwierigkeit des Lesens von Zahlen und ihrer handschriftlichen Überlieferung. Jetzt sind es vor allem inhaltliche Untersuchungen über die Abhängigkeit von Lehrmeinungen, die M. zu einer Datierung führen, die zwischen 1292 und 1296 liegt. Denn an mehreren Stellen scheint das *Quodlibet* 9 Gottfrieds von Fontaines aus dem Jahr 1292 neben dem etwas früheren *Quodlibet* 6 (1289) und 8 (1291) benutzt zu sein. Auf der anderen Seite steht für den terminus ad quem das *Quodlibet* 1 des Petrus von Auvergne aus dem Jahre 1296. Denn dieser hält eine ähnliche Lehre wie Quidort über die Auferstehung. In der Rechtsfertigungsschrift aber beruft sich Quidort ausdrücklich auf Thomas, Bonaventura, Aegidius. So schließt M.: Si Jean Quidort ne cite aucun auteur en faveur de l'hypothèse qu'il a proposée, celle-ci est donc à son cru. L'occasion eût été unique de citer Pierre d'Auvergne (149 f.). Das ist zweifellos beachtlich, wenn es auch kein absolut zwingender Grund ist. Es bliebe freilich auch dann noch eine Zwischenzeit des Wartens auf die *licentia docendi* von acht Jahren. Vielleicht war um die Jahrhundertwende die Zeit noch nicht so festgelegt wie 1335. Etwa 1296 würde auch deshalb zu empfehlen sein, weil für dieses Jahr die Angabe der von Rubeis benutzten Handschrift stimmt, daß damals Ostern auf den 25. März fiel. Ziemlich nahe kommt dieser Termin an das von Pelster und Koch errechnete 1298. Weisweiler

Gilson, É., Johannes Duns Scotus — Einführung in die Grundgedanken seiner Lehre. gr. 8<sup>o</sup> (712 S.) Düsseldorf 1959, Schwann. 48.— DM. (Das französische Original erschien unter dem Titel: Jean Duns Scotus — Introduction à ses positions fondamentales, Paris 1952, Vrin.) — Nach diesem Buch setzt sich die Hauptsache dessen, was man heute die Philosophie des Duns Scotus nennt, „aus Elementen zusammen, die seiner Theologie entlehnt sind. Es sind metaphysische Thesen, deren Wahrheit ihn insofern interessierte, als er durch sie eine gewisse Glaubenseinsicht erwerben konnte“. Niemand hat mehr als Duns Scotus „im Geiste des Crede ut intelligas der christlichen Tradition“ seine Gedanken durchgeführt. Sein Werk ist eine „der scholastischen Theologien zwischen 1200 und 1400, in denen der christliche Glaube das menschliche Wissen in freier Weise anwendet“. Für ihn sind die Werke der früheren Philosophen und Theologen „Fundgruben von Fragen, die sich stellen, oder Stoffen, die sich ausbeuten lassen, um ein Werk anderen Stils aufzubauen, als es der Stil der Philosophie ist“ (657—682). — In zehn inhaltsreichen Kapiteln werden behandelt: 1. das Objekt der Metaphysik (13—121), 2. die Existenz des unendlichen Seienden (122—224), 3. die göttliche Natur (225—289), 4. der Ursprung des Nichtnotwendigen (291—405), 5. der Engel (407—447), 6. die Materie (449—494), 7. die menschliche Seele (495—528), 8. die intellektive Erkenntnis (529 bis 594), 9. der Wille (595—645), 10. Duns Scotus und die Philosophen (647—692). Das „Sein“ bei Thomisten und Scotisten ist nicht dasselbe. Die meisten Kontroversen zwischen beiden „scheinen grundlos“ (?). Bei Scotus, wie bei Avicenna, ist die „reine Wesenheit“ „die eigentliche Wirklichkeit“, „von der die Metaphysik handelt“ (93 f.). Nach Thomas von Aquin ist „Sein“ das Wirklichsein und die Metaphysik eine Wissenschaft vom Wirklichen. Das Scotistische Sein ist univok, das Thomistische analog. Seins- und Erkenntnislehre beider müssen verschieden sein. „Wenn man sich nicht über die Natur des Seins einig werden kann, worüber soll man sonst einig werden“ (120). Gott ist nach Duns Scotus „der Seiende schlechthin“, „ens necessarium“, „reine Form“. Sein Dasein ist beweisbar. Wenn Scotus an verschiedenen Argumenten und Sätzen der Natürlichen Gotteslehre Kritik übt, so hat diese mit

dem Kritizismus Kants „streng genommen nichts gemein“ (663, ja ist wesensverschieden von ihm; d. Rez.). In Gott gibt es „formaliter unterschiedene wesentliche Vollkommenheiten“ (256 f.). — Wir können den reichen Inhalt des stattlichen Werkes auch nicht in seinen Hauptzügen nachzeichnen, sondern müssen auf das Buch selbst verweisen, dessen Studium reiche Anregung gibt, aber wohl noch mehr grundsätzliche Bedenken hervorruft. G. hat gewiß großes Ansehen auf dem Gebiet der Philosophiegeschichte. Seine Meinung aber, Duns Scotus entnehme die Elemente seiner Philosophie der Theologie, es sei ferner unmöglich, ihm ein „philosophisches oder auch theologisches Lehrsystem zuzuschreiben“ (7 f.), verlangt eine Unterscheidung. Wie alle Philosophen der Hochscholastik hat Duns Scotus Metaphysik betrieben im Hinblick auf die Theologie. Dies mit Recht, weil jeder metaphysische Grundbegriff theologisch bedeutsam ist. Doch sind die Grundbegriffe der Scotistischen Metaphysik — besonders die Begriffe: Seiendes, Sein, Wesen, Individualität, haecceitas, Dasein, entitas, realitas, Transzendentalien, distinctio formalis, Akt und Potenz, Ursächlichkeit, Notwendigkeit, Indifferenz und Kontingenz, ferner die Gottesbeweise, die Erklärung der Natur Gottes, die Anwendung der distinctio formalis zur Explikation der Attribute Gottes — alle diese Themen sind bei Duns Scotus nicht seiner Theologie entlehnt, bilden vielmehr ihre intellektiv erkannte Grundlage. Diese ist in wesentlicher Hinsicht freigelegt, aber noch viel mehr intellektiv analysierbar. Von der philosophia perennis läßt sich nicht das von G. aufgenommene Wort J. Engerts anwenden, sie sei „zutiefst in der Religion verwurzelt“; „nur der religiöse Glaube vermag an eine solche zu glauben, an einer solchen zu bauen“ (685 Anm.). G. spricht über das Verhältnis von Philosophie und Theologie, insbesondere über die Herkunft der philosophischen Grundbegriffe bei Duns Scotus, nicht als Historiker, sondern aus systematischen Überlegungen, denen wir nicht folgen können. Die systematische Philosophiebegründung kann sowohl von Thomas von Aquin als auch von Duns Scotus, aus den Gemeinsamkeiten und den Unterschieden ihrer Lehre, wesentliche Anregungen empfangen. Diese lassen sich auswerten zur inneren Durchdringung der Glaubenswahrheiten. N i n k

Hechich, B., O. F. M., De Immaculata Conceptione Beatae Mariae Virginis secundum Thomam de Sutton O. P. et Robertum de Cowton O. F. M. Textus et doctrina (Bibliotheca Immaculatae Conceptionis, Textus et disquisitiones, Collectio edita cura Academiae Mariana Internationalis, 7). 8<sup>o</sup> (XVI u. 204 S.) Rom 1958, Academia Mariana Internationalis. 3.50 Doll. — Zur weiteren Klärung der Immaculatalehre des Duns Scotus werden hier die Theorien zweier seiner Zeitgenossen herangezogen, die des bekannten Dominikaners Thomas von Sutton, eines Gegners, und die des weniger bekannten Franziskaners Robert von Cowton (Anfang des 14. Jahrh.), eines Freundes. Die Einleitung (1—51) berichtet genauestens über das Leben und die literarische Betätigung der beiden, vor allem auch über die handschriftliche Bezeugung ihrer Werke. Der erste Teil (55—127) bringt dann die Edition der bisher ungedruckten Texte, und zwar von Thomas (Quodl. III. q. 15. Sent. q. 54. et 55.) und von Robert (Sent. III d. 3. q. un.) und dazu noch von Richardus Snedisham (1414 als Kanzler der Oxforder Universität genannt) aus dessen Abbrevisatio libri sententiarum Roberti de Cowton (Sent. d. 3. q. un.) und von einem Anonymus aus den Notabilia super sententias secundum Robertum de Cowton et Thomam Aquinatem (Sent. III d. 3.). Wir bewundern die mit minutiöser Sorgfalt — der Verf. gehört der Kommission zur kritischen Herausgabe der Werke des Duns Scotus an — gearbeitete Edition mit ausführlichem Apparat der zitierten Handschriften und Angabe der zahlreichen Verweisstellen. Der zweite Teil (132—191) bringt endlich den erwarteten Überblick über die in den Texten ausgesprochenen Auffassungen und deren ideen- und zeitgeschichtliche Bedeutung. Am wichtigsten ist für die historische Theologie die Erkenntnis, daß Robert kein Anhänger des Duns Scotus ist, obschon er dessen Argumente mit unverkennbarem Wohlwollen zur Diskussion vorlegt, sondern im wesentlichen die Anschauung Heinrichs von Gent erneuert, wonach Maria nur einen einzigen Augenblick („per solum momentum instantis“: Quodl. XV. q. 13.) unter der Herrschaft der Erbsünde gestanden habe. Die allzu scharfe Polemik gegen G. M. Roschini O. S. M., der ohne genügende historische Grundlage vermutet hat, Duns Scotus sei von Robert abhängig (Riccardo

da Bromwich o Duns Scotus? . . . : Marianum 18 [1956] 210), berührt den Leser etwas unangenehm (45 Anm. 134); in solchen Fällen sollte die rein sachliche Feststellung des Irrtums völlig ausreichen. B e u m e r

Rosato, L., O. F. M., *Doctrina de Immaculata B. V. M. Conceptione secundum Petrum Aureoli* (Bibliotheca Immaculatae Conceptionis, Textus et disquisitiones, Collectio edita cura Academiae Marianae Internationalis, 8.). 8<sup>o</sup> (XV u. 143 S.) Rom 1959, Academia Mariana Internationalis. 2.— Doll. — Daß der Franziskaner Petrus Aureoli zu den ersten Verteidigern der Unbefleckten Empfängnis Mariens gehört, ist wohl nie bestritten worden. Indes waren bislang einige einschlägige Fragen historischer Art noch ungeklärt, und die vorliegende Arbeit bemüht sich um eine befriedigende Antwort. Zunächst wird die chronologische Ordnung der Schriften Aureolis sichergestellt, soweit sie sich mit dem mariologischen Thema befassen: Reportatio Sent. III d. 3 (in dem gedruckten Kommentar) 1312 oder 1314; Tractatus de conceptione beatae Mariae virginis 1314—1315; Repercussorium editum contra adversarium innocentiae Matris Dei 1315; Reportatio (altera) Sent. III d. 3. (ed. E. Buytaert O. F. M. in: FrancSt 15 [1955] 166—174) 1317 bis 1318 (16). Diese Reihenfolge ist von einiger Bedeutung, wenn die endgültige Lehrmeinung Aureolis und deren Entwicklung bestimmt werden sollen. Vier Kapitel widmen sich der eigentlichen Untersuchung: I. De originali peccato ac Virginis relatione ad illud (25—48); II. De possibilitate praeservationis B. Mariae V. ab originali peccati contractione (49—78); III. De facto praeservationis (79—104); IV. De momento interventus P. Aureoli (105—129). Die Ergebnisse entsprechen dem gesteckten Arbeitsrahmen. Wir heben hervor: Aureoli hat sich durchaus positiv für das Gnadensprivileg der Gottesmutter eingesetzt und durch die Formel „sic pie teneo et credo quod beata Virgo non contraxit originale“ nur den Unterschied zu „de necessitate fidei credendum“ zum Ausdruck bringen wollen (99—104; gegen: F. Leite de Faria O. F. M. Cap., *La doctrine des théologiens sur l'immaculée conception de 1250—1350: Études Franciscaines* 3 [1952] 181—203 und 4 [1953] 23—51 167—187); sein Tractatus de conceptione b. M. v. ist die erste scholastische Monographie über diesen Gegenstand (105—107). Wir vernehmen auch wertvolle Einzelheiten über die Einflüsse, die Aureoli empfangen oder seinerseits ausgeübt hat (105—129). Aber eine Frage wird gar nicht gestellt: Wie kommt es, daß für ihn gerade Duns Scotus maßgebend war, dem er doch in vielen anderen Stücken nicht folgte oder sogar widersprach? Vielleicht kann eine solche Frage überhaupt keine ausreichende Antwort erhalten (der Hinweis auf seine Eigenwilligkeit wäre nur die Feststellung des Unerklärlichen), aber sie sollte wenigstens als Problem erscheinen. Im übrigen verdient die gründliche Arbeit alle Anerkennung. B e u m e r

Brampton, C. K., *Sobre la estancia de Ockham en Oxford hasta el año 1324: EstEcl 33 (1959) 447—450.* — B. sucht an Hand der verschiedenen Prologe zur *Expositio in libros Physicorum Aristotelis* etwas Licht in die umstrittene Frage zu bringen, ob Ockham zwischen 1318 und 1324, wo er nach Avignon ging, dauernd in Oxford war und lehrte. Nach der Ausgabe von G. Mohan hat die *Oxford Handschrift des Merton College 293* eine viel kürzere Einleitung als der Text von Vat. lat. 3062. Mohan sah in ersterer eine Reportatio, die Ockham später überarbeitete und deren endgültige Form man in der Vatikanischen Handschrift finde. B. stellt nun fest, daß die Stellung zu Aristoteles in den beiden Prologen eine etwas andere Färbung angenommen hat. Im längeren des Cod. Vat. wird Aristoteles und die Stellung Ockhams zu ihm gegen „Neider“ verteidigt: *Nec quisquam nisi invidens mihi debet esse molestus*, so schreibt er. Es muß also, so folgert B. mit Recht, eine Opposition gegen Ockham eingetreten sein, gegen die er sich nun wendet. B. meint, sie könne nicht gut im gleichen Kolleg entstanden sein, wo er die Vorlesung des Reportatum gehalten habe. Denn dort hätte er sich leicht mündlich oder durch seinen Oberrn verteidigen können. So kommt der Verf. zu dem Schluß, daß die Schwierigkeit anderswo, wo Ockham inzwischen gelehrt habe, aufgekommen sei. Daher verteidige er sich nun schriftlich. Ich muß gestehen, daß die Begründung mich nicht voll befriedigt. Denn es konnte doch eine Opposition auch in Oxford selber

entstehen, sei es im Kolleg, sei es draußen in der Stadt, die ihm so wichtig erschien, daß er sich auch schriftlich dazu äußern wollte. Die Frage müßte also wohl noch anderweitig geklärt werden.

Weisweiler

B a u d r y, L., *Lexique Philosophique de Guillaume d'Ockham. Étude des notions fondamentales*. Paris 1958, Lethielleux. gr. 8<sup>o</sup> (299 S.) 2000.—Fr. — Ohne Zweifel wäre es dem Verf. dieses „Lexikons“ bei seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit Ockham ein leichtes gewesen, über dessen Philosophie ein dickleibiges Buch zu schreiben. Doch hätte er damit der wissenschaftlichen Erforschung der Philosophie Ockhams kaum einen größeren Dienst erwiesen als durch diesen gedrängten Band. Dieses Lexikon beschränkt sich keineswegs bloß auf die Wiedergabe der in den gedruckten Ausgaben sich findenden Register, sondern vervollständigt sie aus dem Text selbst. Außerdem verwertet der Verf. eine Reihe von ungedruckten Werken Ockhams, die für die Kenntnis seiner Philosophie wertvoll sind, wie den *Tractatus super libros elenchorum*, die *Expositio super physicam Aristotelis*, sowie die (nicht mit den *Summulae* zu verwechselnden) *Questiones in libros physicorum*. Die Werke zweifelhafter Authentizität blieben ausgeschlossen. Zu den verschiedenen Stichworten — es sind nur die philosophisch bedeutsamen ausgewählt — gibt der Verf. die bei Ockham vorkommenden Bedeutungen in französischer Übersetzung an, meist aber auch im lateinischen Urtext, sowie die Fundorte mit den Parallelstellen. Zweifel über den genauen Sinn werden erörtert und unter Umständen im Rückgriff auf die Manuskripte geklärt. Außer der bloßen Begriffsbedeutung gibt der Verf. bei wichtigeren Problemen auch Hinweise (und Belege) auf die Stellungnahmen Ockhams, auf die Diskussionen, die sie hervorgerufen, und auf bedeutsamere Literatur zu den besprochenen Themen, zum Teil mit einer Beurteilung. Ein Register der Termini, die nicht an alphabetischer Stelle eigens behandelt wurden, gibt den Ort an, wo sie zu finden sind. Leider fehlt ein Verzeichnis der zitierten Literatur. Auf diese wird nach der ersten Erwähnung nur mit *Op. cit.* verwiesen. Wie soll aber auf S. 126 bei *Moody, Op. cit.* jemand feststellen können, ob damit der S. 97 erwähnte Artikel oder das S. 5 genannte Buch oder was sonst gemeint ist? — Der Verf. hat mit diesem Band ein Arbeitsmittel geschaffen, das unentbehrlich für jeden ist, der über die Philosophie Ockhams arbeitet. Es ist nur zu wünschen, daß uns auch für andere Autoren solche Hilfsmittel gegeben werden.

Brugger

Zumkeller, A., O. E. S. A., Hermann von Schildesche O. E. S. A. († 8. Juli 1357). — *De rs.*, *Schrifttum und Lehre des Hermann von Schildesche O. E. S. A. († 1357)* (*Cassiciacum*, 14 u. 15). 8<sup>o</sup> (130 u. 320 S.) Würzburg 1957 und 1959, Augustinus-Verlag. 5.80 u. 35.—DM. — Am 8. Juli 1957 jährte sich zum 600. Male der Todestag des deutschen Augustiners Hermann von Schildesche (auch Hermann von Westfalen genannt), dem wegen seiner dogmatischen, moraltheologischen, aszetisch-pastoralen und kanonistischen Schriften, dazu noch wegen seiner Wirksamkeit im Augustinerorden und in der mittelalterlichen Kirche Deutschlands für das geistige und religiöse Leben des 14. Jahrhunderts einige Bedeutung zukommt. Der 1. Band bringt den biographischen Überblick mit vielen Einzelheiten. Danach wird Hermann zuerst 1320 als *lector principalis* des Generalstudiums seiner Provinz in Magdeburg erwähnt. Später war er in Erfurt und in Herford, dann vorübergehend in Paris und in Köln, um schließlich die letzten 17 Jahre seines Lebens in Würzburg (bald nach 1340 als Generalvikar und als Oberpönitentiar im dortigen Bistum) zu verbringen. Die Zeit seines fruchtbaren literarischen Schaffens fällt in diese Zeit. Der 2. Band untersucht eingehend das theologische Schrifttum und die darin ausgesprochenen Lehrmeinungen. Die Werke sind in drei Gruppen eingeteilt: 1. Die Schriften, die in dem Verzeichnis Jordans von Sachsen (*Liber Vitasfratrum*, hrsg. von R. Arbesmann und W. Hümpfner, New York 1943) stehen; 2. Von Jordan nicht verzeichnete Werke; 3. Zweifelhafte und fälschlich zugewiesene Schriften. Wir werden zugleich über die handschriftliche Überlieferung informiert, müssen aber dabei leider erfahren, daß relativ viele nicht erhalten sind (z. B. *Primus sententiarum*, *Postilla super Cantica*, *Expositio dominicae orationis*, *Expositio super Ave Maria*). Das auf uns gekommene Schrifttum befaßt sich mehr mit Gegenständen patoral-theologischer und kanonistischer Natur (z. B. *Breviloquium de expositione Missae*,

Speculum manuale sacerdotum, Tractatus de vitiis capitalibus duplex, Claustrum animae, Introductorium iuris, Tractatus de decem praeceptis). Eine Ausnahme bilden in etwa: Compendium de quattuor sensibus sacrae scripturae, Tractatus de conceptione beatae Mariae Virginis (vom letzteren hat der Verf. eine textkritische Edition vorbereitet, die voraussichtlich in den Würzburgern Diözesangeschichtsblättern erscheinen wird). Am Schlusse wird uns eine Würdigung der Lehre Hermanns geboten, wie er sich als Dogmatiker (über die Erbsünde, das Meßopfer, die Mariologie, die Kirche und den Primat), als Moralthologe und als Meister des geistlichen Lebens (zu den evangelischen Räten und zu den Fragen der mystischen Beschauung) geäußert hat. Wir hören die Zusammenfassung (299): „Ein Urteil über Hermanns geistesgeschichtliche Stellung und Lehrrichtung ist durch den Umstand erschwert, daß größere dogmatische Schriften, vor allem sein Sentenzenkommentar, nicht auf uns gekommen sind. Doch wird man behaupten dürfen, daß er aus dem Rahmen der älteren, mehr oder weniger an Aegidius Romanus orientierten Augustinerschule nicht wesentlich herausfällt. Wie die Lehrer dieser Schule zeigt er eine ausgesprochene Vorliebe für die Werke seines Ordensvaters Augustinus ... Mit Aegidius von Rom, Jakobus von Viterbo, Heinrich von Friemar d. Ä. und anderen Vertretern der älteren Augustinerschule ist ihm außerdem die Hochschätzung des Aquinaten eigen ... Dabei steht Hermann freilich auch dem hl. Thomas, wie die übrigen Theologen seines Ordens, mit einer gewissen Selbständigkeit gegenüber und kritisiert wiederholt einzelne seiner Lehrpunkte.“ Wir wagen es nicht, dem anerkannten Forscher gerade auf seinem Spezialgebiet einfach zu widersprechen. Aber wäre das Urteil nicht etwas einzuschränken, wenn z. B. feststeht, daß Hermann nicht ein einziges Mal, wie Z. zugibt, Aegidius zitiert und nur in *einem* Punkte, der Bestimmung der kirchlichen Gewalt von ihm (und dessen De ecclesiastica potestate) abhängig ist? Außerdem scheint die kritische Stellungnahme zu Thomas von Aquin die positive weit zu überbieten. Vielleicht würde eine Untersuchung des zeitgenössischen Nominalismus eine neue Einflußquelle aufdecken können. B e u m e r

Gurr, J. E., S. J., *The Principle of Sufficient Reason in Some Scholastic Systems 1750—1900*. gr. 8<sup>o</sup> (IX u. 196 S.) Milwaukee, Wis., 1959, The Marquette University Press. 6.—Doll. — Die Darstellung entwickelt Sinn und systematischen Stellenwert des Prinzips vom zureichenden Grund bei Leibniz, seinem „Entdecker“ (freilich ohne Bezugnahme auf die Interpretation Heideggers in seinem „Der Satz vom Grund“ [1957]), beim Systematiker Wolff und dessen Nachfolgern und Nachahmern vor allem in der Handbuchliteratur scholastischer Autoren bis 1900 und summarisch auch darüber hinaus. Die durchgehende These vom Verfallensein der scholastischen Lehrbücher an den Rationalismus und ihrer inneren Kontaktlosigkeit mit der Hochscholastik (bei allem Bemühen einiger, das Prinzip vom Grund bereits im Werk des Aristoteles und Thomas wiederzufinden) wird eindringlich aufgewiesen. Das Wesentliche dieser philosophiegeschichtlich so interessanten und zugleich deprimierenden Zusammenhänge hatte ja, gerade auch im Hinblick auf die Theorie der ontologischen Erstprinzipien, schon z. B. J. de Vries in äußerster, aber lichtvoller Kürze vorgelegt (vgl. Schol 6 [1937] 196 ff., eine Abhandlung, die G. zwar in seinem Literaturverzeichnis aufführt, aber wohl nicht genug würdigt); trotzdem bringen die vielen Einzelheiten, die hier diskutiert werden, das Problem natürlich schärfer zu Bewußtsein. Was zu Leibniz und Wolff gesagt wird, reicht, bis auf die Bevorzugung des *Opusculums* „*Primae veritates*“, über Bekanntes kaum hinaus. Bedeutsam sind immerhin die Hinweise darauf, daß Leibniz sein Prinzip auch „*principium melioris*“ (30) und „*principium convenientiae*“ (70 Anm. 59) genannt hat, wie ihm ja sogar eine Art teleologischer Zug innewohnt, der dann manchem Scholastiker einen Ersatz für das durch Descartes' Einfluß verlorengegangene Finalitätsprinzip bieten mochte (vgl. 77 Anm. 82). Daß nun Wolff schließlich eine indirekte Deduktion des Prinzips vom Grunde aus dem Widerspruchssatz für philosophisch notwendig und möglich hielt (Ontologia § 70), war für seine scholastischen Nachbeter verhängnisvoll (und ein Abfall von Leibniz, der einen solchen Versuch nicht wagte). Andererseits wurde sein Argument auch energisch abgelehnt, zumal vom Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften Prémontval (100) und übrigens auch von N. Burkhäuser S. J., den G. nicht erwähnt, wohl aber J. de Vries. — Die

Übersicht über die Stellung des Prinzips vom zureichenden Grund in den Handbüchern jesuitischer und franziskanischer Autoren von 1750—1800 vermittelt ein im ganzen ziemlich monotones Bild. Stattler und Storchenau dürfen als die einflussreichsten gelten. Am meisten interessiert bei Stattler die Tatsache, daß er den Satz vom Grund als unmittelbar evident auffaßt und den Widerspruchssatz als aus ihm deduzierbar (62), mithin gerade das Gegenteil von dem behauptet, was Wolff u. a., besonders Storchenau (69) und der Franziskaner Oesterrieder (76 f.), für richtig hielten. Auch der Barnabiter Kardinal Gerdil lehnt die Zurückführung auf den Widerspruchssatz ab, postuliert an dessen Stelle als Basis das unmittelbar einsichtige Axiom: *Ex nihilo nihil fit* (105). In der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts ist Wolffs Autorität am Schwinden; die Schwierigkeiten, die für den Begriff der Freiheit (sowohl Gottes wie des Geschöpfes) aus dem rationalistisch verstandenen Prinzip erwachsen, gewinnen das Übergewicht, und so sucht z. B. der Augustiner Mansuetus a S. Felice seinen Gebrauch einzuschränken, ohne es jedoch fallenzulassen: er scheint „ratio sufficiens“ mit „ratio determinans“ gleichgesetzt zu haben (94). Der Verf. macht aber auch auf die strengere kartesianische Strömung unter den damaligen scholastischen Philosophen aufmerksam, deren wichtigster Vertreter C. Buffier S. J. ist (107); unter seinen Axiomen erscheint jenes Prinzip überhaupt nicht. De Decker S. J. wiederum nennt es (115), hält es aber, wie alle Prinzipien, für analytisch rückführbar auf den Identitätssatz. — Von 1850—1900: Balmes, ein „Vorläufer des Thomismus“ (124), trägt zum Thema nichts bei, nur seine Philosophie des „Primats der Essenz“, die den Kontext für das Prinzip zum zureichenden Grunde darstellt, hat dessen Weiterleben begünstigt (126). Kleutgen behauptet seine unmittelbare Evidenz auf Grund „nur einer Erörterung der Begriffe“ (vgl. 131 Anm. 24), und wie auch Liberatore verteidigt er gegen Kant seinen analytischen Charakter. — Nach einem sehr kurzen Bericht über die Schulbuchliteratur nach 1879 (Enzyklika „Aeterni Patris“), der wesentlich Neues nicht zutage fördert, faßt G. seine kritischen Bemerkungen dahin zusammen, daß, wie oben angedeutet (vgl. auch schon VIII 11 22 37 44 122 158), eine Metaphysik des Essenz-Primates den Hinter- und Untergrund für das Verständnis des Leibnizschen Satzes bilde. Darin beruht nach ihm der eigentliche „Rationalismus“ der von Leibniz und Wolff abhängigen Scholastiker des 18. und 19. Jahrhunderts (was de Vries in der erwähnten Abhandlung nicht urgiert, aber auch etwa B. Jansen in seiner „Geschichte der Erkenntnistheorie“ [1940], vgl. 10. Kap.: Die Stellung der damaligen Scholastiker zum Erkenntnisproblem, in keiner Weise zur Frage erhebt). Was bedeutet hier Essenzphilosophie? Sie geht aus von den „Wesenheiten“, die mit dem „Möglichen“ und „Logischen“ identifiziert werden (4 163 178), und sieht die Existenz als „Exigenz“ von Wesenheiten (165), so daß Gottes Existenz sich aus seiner Wesenheit (Möglichkeit) versteht, die Existenz des Kontingenten aus jenen Möglichkeiten, die „plus rationis“ haben (vgl. 26 Anm. 24). Alle Intelligibilität kommt dem Seienden aus dem Wesen, seiner Möglichkeitsstruktur, nicht aus dem „actus existentialis“ (vgl. 165). Fragt man weiter, was Primat der Existenz heißen würde, so erhält man vom Verf. noch keine ausgearbeitete Antwort. Jedenfalls habe die Metaphysik nicht mit Begriffskombinationen anzusetzen, sondern mit „an assent to existential act“ (122). Nicht die Nichtwidersprüchlichkeit von Begriffsmerkmalen und axiomatisch-deduktive Konstruktion von Satzgefügen sei das Entscheidende, sondern die „existential sense experience“ (166), in der die „actual existents“ dem Denken eine „real necessity“ auferlegen, so daß man von „inductive insights into the real“ sprechen könne (168). „Inductive experience“ gewährleiste die Intelligibilität des Seins (174); die „analysis of existential experience of being“, die sich im „perceptual judgment“ ausdrückt, tritt an die Stelle einer „formal manipulation of concepts“ (176). — Die Befürchtung, die G. selbst ausspricht (VIII), nämlich, ob solcher „anti-abstractionism“ nicht in einen „dogmatic empirism“ abgleite, scheint berechtigt. Ein solcher aber würde nicht einmal die Dimension der Problematik eines Leibniz oder gar Kant, geschweige denn die der modernen thomistischen Metaphysik des „actus essendi“ erreichen. Daß der Verf. von seinem Thema her überhaupt auf diese Fragestellung zugeht, bezeugt die Aktualität seines Philosophierens.

O g i e r m a n n